

Sylvia Butenschön (Hrsg.)

Gartenhistorisches Forschungskolloqium 2008

Zusammenstellung der Tagungsbeiträge



GRAUE REIHE DES
INSTITUTS FÜR STADT- UND REGIONALPLANUNG
Technische Universität Berlin

FORUM STADT- UND REGIONALPLANUNG E.V.
Herausgeber der Schriftenreihe

Heft 17
Berlin 2008

Die Beiträge der Grauen Reihe dienen der zeitnahen Publikation von Arbeiten im Internet, die aktuelle wissenschaftlich oder planungsbezogen relevante Themen angehen und sich mit unterschiedlichen Positionen in Politikbereichen der Stadt- und Regionalplanung, Stadtgeschichte und Stadtentwicklung, des Wohnungswesens und des Planungs- und Baurechts auseinandersetzen. In dieser Reihe finden Sie u. a. Diplomarbeiten, Tagungs- und Veranstaltungsdokumentationen oder Forschungsberichte.

HERAUSGEBER DER GRAUEN REIHE
Forum Stadt- und Regionalplanung e.V.
c/o Institut für Stadt- und Regionalplanung
Sekretariat B7
Hardenbergstr. 40a, 10623 Berlin
▷ www.isr.tu-berlin.de

VERLAG UND VERTRIEB
Universitätsverlag der Technischen Universität Berlin
Universitätsbibliothek im VOLKSWAGEN-Haus
Fasanenstraße 88, 10623 Berlin
▷ publikationen@ub.tu-berlin.de

LAYOUT,
Sylvia Butenschön
Fachgebiet Denkmalpflege
Institut für Stadt- und Regionalplanung
▷ s.butenschoen@isr.tu-berlin.de

PRODUKTION UND UMSCHLAGGESTALTUNG
André Ruppert
Publikationsstelle
Institut für Stadt- und Regionalplanung
▷ publikationen@isr.tu-berlin.de

Sylvia Butenschön (Hrsg.)

Gartenhistorisches Forschungskolloqium 2008

Zusammenstellung der Tagungsbeiträge

11. 04. - 13. 04. 2008

- DIE GÄRTEN VON DER SPÄTEN REPUBLIK BIS ZUR FRÜHEN KAISERZEIT
- KOREANISCHE LITERATI-GÄRTEN DER JOSEON DYNASTIE
- ZUR GESCHICHTE UND THEORIE DER GARTENDENKMALPFLEGE
- ENTWICKLUNGSTENDENZEN IN DER GARTENDENKMALPFLEGE AM BEISPIEL DER TÄTIGKEITEN DES BÜROS WÖRNER
DAS ARCHITEKTURBÜRO KONSTANTY GUTSCHOW UND DIE ENTWICKLUNG DER "STADTLANDSCHAFT" HAMBURG IN DEN 1940ER JAHREN
- WALTER ROSSOW (1910-1992) - "DIE LANDSCHAFT IM BEWUSSTSEIN DER ÖFFENTLICHKEIT"
- DIE BLUMEN- UND GARTENSCHAUEN AUF DER "GRÜNEN WOCHEN" BERLIN IN DEN 50ER JAHREN
- GARTENKUNST DES 18. JAHRHUNDERTS
- GÄRTEN, PARKS UND IHRE GESTALTER IM 19. UND FRÜHEN 20. JAHRHUNDERT
- LANDSCHAFTSARCHITEKTUR DER MODERNE
- PHYSIK UND LANDSCHAFTLICHE GARTENKUNST. AM BEISPIEL DER HERZÖGLICHEN GÄRTEN UM SCHLOSS FRIEDENSTEIN IN GOTHA
- DIE ENTWICKLUNG UND ZEITGENÖSSISCHE BEWERTUNG KASSEL-WILHELMSHÖHE IM 18. JH.
- DIE BEDEUTUNG DER GUTSGÄRTEN IM ELBE-WESER-GEBIET ALS TEIL DER HISTORISCHEN KULTURLANDSCHAFT
- BAUKONSTRUKTION UND MATERIALVERWENDUNG BEI HISTORISCHEN KLEINARCHITEKTUREN IN SÄCHSISCHEN GÄRTEN
- EINFLÜSSE AUS DEUTSCHLAND AUF DIE BÜRGERLICHE GARTENKUNST IN SÜDNORWEGEN IN DER ZEIT ZWISCHEN 1750 UND 1850
- BARBARA UND DOROTHEA - DAS MILITÄRISCHE IM GARTEN
- DIE IDEE VOM WALDPARK. VORSTELLUNGEN UND REALITÄTEN DES HISTORISCHEN FREIRAUMS WALDPARK IN DEUTSCHLAND ZWISCHEN 1880-1930
- DAS DRESDNER STADTGRÜN UND SEINE STELLUNG IM STÄDTEVERGLEICH AM BEGINN DES 20. JAHRHUNDERTS
- ZWISCHEN HEIMATGRÜN UND WELTGARTEN. KARL FOERSTER UND DIE DEBATTEN UM DIE "BODENSTÄNDIGKEIT" DER PFLANZEN
- GARTENKUNST DER 1950/60ER JAHRE IN BERLIN - STADTPLÄTZE UND PARKS

GARTEN- HISTORISCHES

FORSCHUNGS-KOLLOQUIUM

2008

Das Gartenhistorische Forschungskolloquium ist ein Forum für Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler, die an Dissertationen über gartenhistorische Themen arbeiten oder unlängst auf diesem Gebiet promoviert haben. Themenfeld ist die Gartengeschichte im weitesten Sinne, umfasst also auch Arbeiten aus dem Gebiet der Geschichte des Stadtgrüns, gestalteter Landschaften und der Gartendenkmalpflege.

Die Veranstaltung bietet Gelegenheit, die Vorhaben und bisherigen Forschungsergebnisse zur Diskussion zu stellen und mit anderen Forscher/innen der Kultur- und Kunstgeschichte von Gärten und Parks Erfahrungen auszutauschen.

Veranstaltungsort:
TU Berlin

Anmeldung
per Fax, Post oder e-Mail
bis zum 28. März 2008

Anmeldeformular und Programm unter:
<http://www.isr.tu-berlin.de/index.php?id=661>

Kontakt/Anmeldung:
TU Berlin
Fachgebiet Denkmalpflege, Sekr. B 3
Institut für Stadt- und Regionalplanung
Hardenbergstraße 40a, 10623 Berlin
Tel.: 030-31428076

Die Welt im Garten

Wie weit ein Garten reicht, hängt nicht nur von seinen Maßen ab, sondern auch von dem Bezugsraum, in den er gestellt und in dem er gedacht wird. In den nordeuropäischen Landschaftsgärten des 18. Jahrhunderts kann in Landschaftsmotiven, Pflanzen und Zierbauten die ganze Welt und die ganze Geschichte repräsentiert sein. So wird das Große noch größer. Wenn hingegen in der Zeit des Nationalsozialismus eine Landschaft im Sinne eines ideologischen Konzeptes von Heimat und Bodenständigkeit nur mit heimischen Pflanzen bestellt werden soll, um sie damit in den vermuteten Naturzustand zurückzusetzen, wird das Große kleiner und enger. Gartenkunst steht eben, genau wie alle anderen Künste, im Spannungsfeld der politischen und kulturellen Konzepte von Raum, Territorium, Herrschaft und Geschichte. Und da Gärten, anders als Gebäude, niemals endgültig fertig sind oder es jedenfalls nicht bleiben, wenn nicht stets von kundiger Hand eingegriffen wird, wird nicht nur ihr semantischer Status, d.h. ihre Interpretation und Sinngebung immer wieder neu bestimmt, sondern auch ihr materieller und formaler Werkstatus.

Gartengeschichtliche Forschung ist mithin eine besondere Herausforderung für die beim Gartenhistorischen Forschungskolloquium zusammentreffenden Fachwissenschaftlerinnen – Landschaftsarchitektur, Kunstgeschichte, Geschichte und Raumwissenschaft. Die Themen des Kolloquiums waren so vielfältig wie die beteiligten Disziplinen, sie reichten vom von Philosophie durchdrungenen koreanischen Garten über die zeitgenössische Ausdeutung und Rezeption landschaftlicher Gärten des 18. Jahrhunderts bis zu vielfältigen Überlegungen zur Stadt und Landschaft der Nachkriegsmoderne.

Eine glückliche Fügung der zu Anfang der 2000er Jahre erfolgten Umschichtungen und Neugruppierungen innerhalb der TU Berlin hat den Lehrstuhl für Denkmalpflege am Institut für Stadt- und Regionalplanung um das Gebiet Gartendenkmalpflege bereichert. Sylvia Butenschön füllt es mit der ihr eigenen Fachkompetenz und Dynamik vortrefflich aus. Ihr gebührt das Verdienst, das Gartenhistorische Kolloquium an den Lehrstuhl geholt zu haben, sie hat es vorbereitet, mit einem kleinen Team engagierter Tutorinnen und Studierenden organisiert und hat auch die Zusammenstellung der hier publizierten Beiträge übernommen. Sie lesen im Folgenden sowohl über jüngst abgeschlossene Dissertationen und andere Forschungen als auch über erst begonnene und noch fortschreitende Arbeiten. So erhalten Sie einen Überblick über das Forschungsfeld und über den aktuellen Stand seiner Bearbeitung.

Viel Spaß beim Lesen!

Prof. Dr. Gabi Dolff-Bonekämper

INHALT

Einleitung	5
Programm	6
<i>Henrike Schwarz</i>	
Anforderungen der Praxis an die Forschung.....	8
<i>Gesine Sturm</i>	
Wünsche der Praxis an die Forschung.....	13
<i>Sigrid Gaffal</i>	
Koreanische Literati-Gärten der Joseon Dynastie.....	18
<i>Ellen Brandenburger</i>	
Zur Geschichte und Theorie der Gartendenkmalpflege.....	29
<i>Frank Schalaster</i>	
Entwicklungstendenzen in der Gartendenkmalpflege am Beispiel der Tätigkeiten des Landschaftsarchitekturbüros Wörner.....	36
<i>Anette Freytag</i>	
Grau und Grün. Dieter Kienasts (1945-1998) Beitrag zur Landschaftsarchitektur.....	47
<i>Sylvia Necker</i>	
Stadt und Landschaft vereint. Das Architekturbüro Konstanty Gutschow und die Entwicklung eines neuen Freiraumkonzepts für Hamburg in den 1940er Jahren.....	53
<i>Andrea Koenecke</i>	
Walter Rossow (1910-1992) – „Die Landschaft im Bewußtsein der Öffentlichkeit“.....	63
<i>Sven Schultze</i>	
Die Blumen- und Gartenschauen auf der „Grünen Woche“ Berlin in den fünfziger Jahren.....	70
<i>Julia Burbulla</i>	
Physik und landschaftliche Gartenkunst. Überlegungen zu einer Wechselbeziehung am Beispiel der Privatgärten von Ernst II. und Charlotte Amalie von Sachsen-Gotha-Altenburg.....	78
<i>Urte Stobbe</i>	
Wie <i>Werther</i> und <i>Siegwart</i> die Sicht auf den Garten veränderten – oder: Was kann Literaturwissenschaft zur historischen Gartenkunstforschung beitragen?.....	83

INHALT

Jens Beck

Historische Gutsgärten im Elbe-Weser-Raum.
Geschichte und kulturhistorische Bedeutung der Gutsgärten als Teil der
Kulturlandschaft88

Ellen Schneider

Die Idee vom Waldpark.
Vorstellungen und Realitäten in Deutschland zwischen 1880 und 1930..... 103

Sylvia Butenschön

Das Dresdner Stadtgrün und seine Stellung im Städtevergleich
am Beginn des 20. Jahrhunderts..... 108

Stefanie Klamm

Zwischen Heimatgrün und Weltgarten:
Karl Foerster und die Debatten um die „Bodenständigkeit“ der Pflanzen..... 114

Sammlung laufender beziehungsweise unlängst abgeschlossener

Dissertations- und Forschungsvorhaben..... 117

Einleitung

Die in den 1990er Jahren an der Universität Hannover begonnene Tradition der Gartenhistorischen Forschungskolloquien für Promovierende auf dem Gebiet der Kunst- und Kulturgeschichte von Gärten, Parks und gestalteten Landschaften fand auch im Jahr 2008 eine Fortsetzung: Zum 7. Kolloquium dieser Reihe lud das Fachgebiet Denkmalpflege der Technischen Universität nach Berlin ein.

Nachdem der Call for Papers im Dezember 2006 auf großes Interesse gestoßen war, konnte ein umfangreiches, inhaltlich breit gefächertes Programm zusammengestellt werden, welches fast 80 WissenschaftlerInnen in die Hauptstadt lockte. In diesem Tagungsband werden die Vorträge des Kolloquiums wiedergegeben, soweit es den Vortragenden möglich war, diese zum jetzigen Zeitpunkt zu veröffentlichen. Für die einzelnen Artikel und speziell die Bildrechte an den jeweils zugehörigen Abbildungen zeichnen die jeweiligen AutorInnen verantwortlich.

Die Teilnehmenden sahen den Bedarf einer verbesserten Übersicht über laufende und abgeschlossene Forschungsarbeiten, so dass auf dem Kolloquium eine Kurzumfrage unter den Forschenden im Themenbereich der Gartengeschichte durchgeführt wurde. Als Ergebnis der Umfrage wurde eine Liste von aktuellen Forschungsarbeiten mit den jeweiligen Bearbeitern bzw. Bearbeiterinnen zusammen gestellt, die am Ende des Textbandes abgedruckt ist.



Die „Poster-Promenade“ am Eröffnungsabend bot die Möglichkeit, sich bei Wein, Wasser und kleinen Leckereien zwanglos kennen zu lernen und auch schon Spannendes über verschiedene gartenhistorische Forschungen zu hören.

Programm

Freitag, 11.04.2008

- 19.00 Begrüßung Prof. Gabi Dolff-Bonekämper
- 19.15 Eröffnungsvorträge: *Anforderungen der Praxis an die Forschung*
Henrike Schwarz, Landesamt für Denkmalpflege Sachsen
Gesine Sturm, Landesdenkmalamt Berlin
- 20.00 „Poster-Promenade“
Doktorandinnen und Doktoranden stellen ihre Arbeiten vor

Samstag, 12.04.2008

Vorträge aus laufenden Dissertationsvorhaben

- 9.00 Sigrid Gaffal
Koreanische Literati-Gärten der Joseon Dynastie
- 9.30 Ellen Brandenburger
Zur Geschichte und Theorie der Gartendenkmalpflege
- 10.00 Frank Schalaster
Entwicklungstendenzen in der Gartendenkmalpflege am Beispiel der Tätigkeiten des Büros Wörner
- 10.30 Anette Freytag
Natur entwerfen. Dieter Kienasts (1945-1998) Beitrag zur Landschaftsarchitektur
- 11.30 Sylvia Necker
Das Architekturbüro Konstanty Gutschow und die Entwicklung der „Stadtlandschaft“ in Hamburg in den 1940er Jahren
- 12.00 Andrea Koenecke
Walter Rossow (1910-1992) - „Die Landschaft im Bewußtsein der Öffentlichkeit“
- 12.30 Sven Schultze
Die Blumen- und Gartenschauen auf der „Grünen Woche“ Berlin in den 50er Jahren

Gesprächsrunden für Forschende

- 14.30 Drei Gesprächsrunden zu/r
 - * *Gartenkunst des 18. Jahrhunderts (EB223)*
 - * *Gärten, Parks und ihren Gestaltern im 19. und frühen 20. Jahrhundert (EB222)*
 - * *Landschaftsarchitektur der Moderne (EB224)*

Kurzvorstellungen unlängst abgeschlossener Dissertationen und anderer Forschungsvorhaben

- 16.45 Julia Burbulla
*Physik und landschaftliche Gartenkunst.
Am Beispiel der herzoglichen Gärten um Schloss Friedenstein in Gotha*
- 17.00 Urte Stobbe
*Die Entwicklung und zeitgenössische Bewertung Kassel-Wilhelmshöhes
im 18. Jh.*
- 17.15 Jens Beck
*Die Bedeutung der Gutsgärten im Elbe-Weser-Gebiet als Teil der historischen
Kulturlandschaft*
- 17.30 Caroline Rolka
*Baukonstruktion und Materialverwendung bei historischen Kleinarchitekturen in
sächsischen Gärten*
- 17.45 Annegreth Dietze
*Einflüsse aus Deutschland auf die bürgerliche Gartenkunst in Südnorwegen
in der Zeit zwischen 1750 und 1850*
- 18.00 Volker Mende
Barbara und Dorothea - das Militärische im Garten
- 18.15 Ellen Schneider
*Die Idee vom Waldpark. Vorstellungen und Realitäten des historischen Frei-
raums Waldpark in Deutschland zwischen 1880-1930*
- 18.30 Sylvia Butenschön
*Das Dresdner Stadtgrün und seine Stellung im Städtevergleich am Beginn
des 20. Jahrhunderts*
- 18.45 Stefanie Klamm
*Zwischen Heimatgrün und Weltgarten. Karl Foerster und die Debatten um die
„Bodenständigkeit“ der Pflanzen*
- 19.00 Swantje Duthweiler
*Entwicklung des Farbsortiments von Stauden und Blumenzwiebeln und ihre
Verwendung 1900-1945*

Sonntag, 13.04.2008

- 9.30 Halbtags-Exkursion
Gartenkunst der 1950/60er Jahre in Berlin
- 9.30 *Ernst-Reuter-Platz*
- 10.00 *Steinplatz*
- 10.30 *Olivaerplatz*
Führung Stadtplätze: Nadia Rückert + Gülsah Stapel, TU Berlin
- 12.00 *Schlossgarten Schönhausen*
Führung: Monika Deißler, Stiftung Preußische Schlösser und Gärten +
Jutta Hengge, Landschaftsarchitektin
- 14.00 *Ende am Tagungsort*

Anforderungen der Praxis an die Forschung

Die Landesämter für Denkmalpflege gehören zu den Institutionen, die einen gesetzlichen Auftrag zur Erforschung der von ihnen betreuten Kulturdenkmale erhalten haben. In der Gründungszeit der Ämter wurde hierin in erster Linie die Inventarisierung von Denkmälern gesehen. Es ist bis heute wesentlicher Bestandteil unserer Tätigkeit geblieben, wurde aber in der Vordringlichkeit von der konservatorischen Betreuung der Objekte überlagert.

Bereits 1919 forderte die Deutsche Gesellschaft für Gartenkunst Richtlinien für den Umgang mit historischen Gärten. Zwei Jahre später formulierte daraufhin der Berliner Landeskonservator Robert Hiecke Leitlinien, die u.a. als erstes die notwendige Erfassung und Inventarisierung der Gärten forderte. Die Frage, ob wir die vor fast neun Jahrzehnten laut gewordene Forderung erfüllt haben, ist klar mit einem „Nein, noch nicht.“ zu beantworten. Das liegt nicht nur an der Erweiterung des Denkmälbegriffs oder dem Nachrücken der Zeitgrenze, es liegt an dem ewigen Mangel an Ressourcen, diese Aufgabe in einem überschaubaren Zeitraum in einem Zuge zu bewältigen.

Da die Notwendigkeit der Erfassung aber allen, die sich näher mit der Materie, auch mit den natürlichen Verlusten eines lebenden Denkmals vertraut machen, deutlich spürbar ist, erfolgte die wiederkehrende Erneuerung dieser Forderung zu allen Zeiten und werden immer wieder neue Versuche gestartet, diese Aufgabe zu bewältigen.

Im Jahr 1926 forderte Hans Felix Kammeyer, Garteninspektor an der Lehranstalt in Pillnitz die Entwicklung der Gärten in Text, Bild und Plänen zu dokumentieren und schlug dafür die Einrichtung von „Landesämtern für Gartenkunstpflege“ vor. Leider wurde nichts daraus. Etwa 50 Jahre später fertigten Mitarbeiter der Büros der Bezirksarchitekten Erfassungen für ländliche Parkanlagen an, z. B. im Bezirk Dresden durch Jörg Unglaube. Die Erfassungen waren zur Veröffentlichung gedruckt worden, so weit mir bekannt ist, gelang dies nur für den Bezirk Dresden. Wer hat sich noch mit solchen Erfassungsprojekten auf dem Gebiet der Werke von Garten- und Landschaftsgestaltung befasst? Möglicherweise auch nur mit Teilaspekten wie Pflanzen- und Baumbeständen, Beständen von Kübelpflanzen, Frühjahrsgeophyten, Alleen oder Kleinarchitekturen?

Mit der politischen Wende haben die praktischen Aufgaben zugenommen, denn der Veränderungsdruck war im Vergleich zu den 1980er Jahren enorm gestiegen. Vordringlich war es nun, die Rechtsgrundlage durch Deklaration der Objekte als Kulturdenkmale zu schaffen.

Mit der Verabschiedung des neuen Denkmalschutzgesetzes in Sachsen 1993 fand die Schnellerfassung der Kulturdenkmale über den Listeneintrag in den darauf folgenden

zehn Jahren statt. Schnellerfassung, d.h. ohne besonderes Quellenstudium. Über den Listeneintrag hinaus liegen i.d.R. nur wenige umfassende Bearbeitungen vor. Beispielfähig kann hier die Friedhofserfassung für Dresden von Sabine Webersinke genannt werden.

Mit der Bestandserfassung, das ist jedem Wissenschaftler klar, kann das Objekt aber noch nicht als erforscht gelten, ja es bestehen Wechselbeziehungen beim Einordnen oder gar Erkennen des Bestands als wertvolle Substanz eines Gartens aus der Beschäftigung seiner Geschichte und der Person, die ihn geprägt haben, sowie dem geistigen und kulturlandschaftlichen Umfeld seiner Entstehung und Fortentwicklung. Die gartenkünstlerische Einordnung des Objekts kann nur durch Kenntnisse über Vergleichsanlagen gelingen.

Institutionalisierung der Gartendenkmalpflege

In der konservatorischen Betreuung historischer Werke der Gartenkunst als Aufgabe der Denkmalpflege sind in Sachsen schon früh Lösungen entwickelt worden. Schon unter Walter Bachmann, Landeskonservator ab 1920 bis 1949, wurde die Pflege historischer Park- und Gartenanlagen durch das Landesamt angeregt. Zwar hat man von Beginn an den Kultur- und Zeugniswert des Gesamtobjekts adäquat der historischen Entwicklung aus Architektur mit gestalteter Umgebung (Villa mit Villengarten, Schloss mit Lust- und Nutzgarten) als kulturvolle Einheit anerkannt, jedoch fehlte noch das Verständnis für die Notwendigkeit einer umfassenden Gartendenkmalpflege. Dies sollte erst 1978 mit der Besetzung einer Gartendenkmalpflegeposition im Landesamt mit Reinhard Grau, meinem Vorgänger, gelingen.

Seit dieser Zeit wurden objektbezogenen Sammlungen zu einzelnen Gärten, bestehend aus Bildern, Planreproduktionen, Abschriften von Primärquellen aus Akten der verschiedensten Archive, in der Hauptsache aber dem Staatsarchiv, Publikationskopien, Bestandsaufnahmen etc. in den sogenannten Forschungsakten der Gartendenkmalpflege angelegt. Außerdem hat Herr Grau immer wieder die Erarbeitung von Gartendenkmalpflegerischen Rahmenkonzeptionen angeregt bzw. die Vorlage von Teilzielstellungen im Vorfeld detaillierterer Maßnahmen gefordert.

Die Inhalte der Forschungsakten und die Konzeptionen sind bei meiner täglichen Arbeit – der Prüfung von verändernden Maßnahmen auf ihre Denkmalverträglichkeit sowie die Darstellung der Denkmalwerte und der Bedeutung des jeweiligen Werks der Garten- und Landschaftsgestaltung – grundlegend und unverzichtbar. Trotz fast 30jährigem intensivem Zusammentragen von Informationen kann erst ein Bruchteil an Objekten teils umfassend, teils grob als untersucht gelten. Die Forschungsakten werden permanent vervollständigt.

Partner hierbei waren und sind die TU Dresden sowie die HTW in Pillnitz, die Themen für Studienarbeiten oder Vertiefungsseminare aufgreifen, das Referat Gärten der

Staatlichen Schlösser und Gärten Sachsen sowie verschiedene Vereine, beispielsweise der Sächsische Heimatschutzverein oder der Verein Seifersdorfer Thal sowie die Fachkollegen in den Grünflächenämtern bzw. dem Landeskirchenamt. Nicht zuletzt haben die mit den Gärten beauftragten Landschaftsarchitekten in oft bewundernswerter Akribie, mit kriminalistischem Sinn für die heiße Spur im Archiv Forschungslücken geschlossen, trotz des Wissens, dass ihnen die Arbeitszeit niemals voll vergütet werden kann.

Aus meiner Sicht besteht Forschungsbedarf auf breiter Front. Viele Einzelobjekte der unterschiedlichsten Gartenkategorien sind weiße Flecken, z. B. der kurfürstliche Schlossgarten von Osterstein in Zwickau. Über die Entwicklung des Stadtgrüns schätzen wir uns glücklich, dass Dresden nun bis 1945 umfassend bearbeitet ist. Notwendig wäre es für weitere Städte: Leipzig, Chemnitz, Görlitz, Plauen, Torgau oder Meißen.

Meines Erachtens ergiebige Themen wären:

- Gärten als Beitrag zur Industriekultur
- Anlagen im Zusammenhang alter Stadtbefestigungen / Wallanlagen
- grundlegende Bearbeitung der Gärten von Heil- und Pflegeanstalten
- die Forstästhetik,

aber auch die Einbindung von Gartenkunstwerken in die Landschaft überhaupt, also das Thema Kulturlandschaft und Landesverschönerung, höchstinteressant die Zeit des Wandels von Barock- zu Landschaftsgärten oder dem Umbruch der landschaftlichen Gärten zu Reformgärten. Nach wie vor ungenügend betrachtet: die gärtnerische Friedhofsgestaltung, die Pfarrgärten, Kleingärten. Insbesondere in Sachsen seit der Flut 2002 akut geworden ist das Thema des intelligenten Umgangs von Hochwasserschutz einerseits und Erhaltung des Gartendenkmals andererseits.

Eine bedrohte Kategorie sind die Nutz- und Küchengärten mit ihren Pflanzenhäusern. Ihre Nutzung ist weggebrochen, nun sind sie oft Verfügungsraum für Zusatzbebauungen, Parkplätze etc. Wenn wir die Bestände noch untersuchen wollen, müssen wir uns beeilen. Wünschenswert wäre eine umfassende Überblicksdarstellung oder aus wissenschaftlicher Sicht herausgestellte Bedeutung dieses Gartentyps mit Untersuchung bzw. Diskussion von Erhaltungs- und Nutzungstrategien, möglicherweise auch interdisziplinär: Können für alte Nutzgärten aus ökonomischer Sicht Chancen entwickelt werden?

Defizite sehe ich auch bei dem Wissen über die Anfänge der Pflanzeneinführung insbesondere in der Frühen Neuzeit. Hier ist die Rolle der Apotheker- und Medizinerärten für die Ausbreitung von Gartenpflanzen noch unterbelichtet. Diese im 16. Jahrhundert unter Gelehrten beliebten Gärten, die aufgrund der hier versammelten Raritäten aus botanisch noch unerforschten Pflanzenreichen auch als botanische Gärten bezeichnet

werden müssen, sind den Kunst- und Wunderkammern vergleichbar, wurden doch hier besondere Pflanzen kultiviert aus Sammelleidenschaft bzw. Interesse an der Natur und ihrer noch vielfach unerklärlichen Wirkungen (insbesondere ihrer Heilkräfte). Themen wie Bauergärten, Reformgärten, Gärten der 50er/60er und 70/80er Jahre des 20. Jahrhunderts müssten dringend näher untersucht werden. Insbesondere zu letzteren gilt es, die Chance zu nutzen, Zeitzeugen zu befragen, so lange dies noch möglich ist.

Oder nehmen wir das Feld der Botanik. Was wissen wir über die Einführung von Pflanzen nach Sachsen, über die Pflanzenverwendung und Züchtung? Und schon sind wir wieder bei der Inventarisierung, die eben auch die akribische dendrologische und botanische Erfassung beinhalten sollte – durch die natürliche Vergreisung und das Absterben von Pflanzen tickt hier die Uhr, verrinnt die Zeit, in der man überhaupt Erkenntnisse sammeln kann, so ist es 5 vor 12 die vom bedeutenden Gartenkünstler Eduard Petzold am Schwanenteich in Zwickau oder im Schlossgarten Planitz bepflanzten Anlagen zu erfassen, was bisher doch erstaunlicherweise noch nicht geschehen ist.

Eng verbunden mit Fragen der Gartentechnik ist die Ausbildung der Gärtner, die Gärtnerbiographien im allgemeinen. Wer von den Gärtnern, die in Sachsen wirkten, gilt denn als bearbeitet?: Eduard Petzold kann hier genannt werden. Mit der Publikation zum Großen Garten kann auch Friedrich Bouché als beleuchtet gelten. Aufsätze gibt es über Werner Bauch und einige weitere. Aber umfassend erforscht werden müssten Max Bertram, Carl Hampel, Otto Werner, Heinrich Bahlke, Paul Schindel und die Hofgärtner in erster Linie.

Wir wissen, dass der Austausch von Know-How, Gärtnern, Pflanzen, Weiterverbreitung von aktuellen Strömungen bei der Gestaltung von Gärten eine bedeutende Rolle spielt. So wird es bei der Erforschung immer dann spannend, wenn das Gut den Besitzer wechselt oder der Besitzer heiratet. Mit den neuen Personen entwickeln sich meist auch die Gärten weiter, nicht immer zum Positiven. Will man das näher greifen und versucht man über die jeweilige Person mehr zu erfahren, klaffen lauter Informationslücken - außer dem Namen ist schlicht unbekannt, wer die Person war. Mit wem stand sie bezüglich des Gartens im Austausch, welche Ereignisse fanden im Garten statt? Diese Einflüsse sind aber wichtig, um die individuellen Eigenarten des Gartens zu verstehen. Die Komplexität der Gartenkunst macht ein interdisziplinäres Arbeiten bei der Erforschung unabdingbar.

Die fast als banal, weil keinesfalls unbekannt zu nennenden **Hauptanforderungen der Praxis an die Forschung sind die Erschließung von Quellen und der durch die vergleichende Betrachtung objektiv wissenschaftlich belegte Beitrag zur Würdigung der Gartenkultur.**

Historische Gärten sind nicht wie andere Produkte vermehrbar oder marktgerecht veränderbar. Überfrachtung von Installationen nehmen dem Garten die Kraft seiner ursprüng-

lichen Konzeption, dem Betrachter das Erlebnis diese zu entdecken, dem Forscher geht das Original verloren.

Der örtlich agierende Gärtner, die bauleitenden oder planenden Landschaftsarchitekten sowie die Gartendenkmalpfleger müssen bei der Reparatur, Pflege bzw. Wiederherstellung ein umfassendes kunsthistorisches, geisteswissenschaftliches, aber auch gartenbautechnisches und gartenbotanisches Verständnis einbringen. Die historische Gartenforschung sollte die Ziele und Probleme der praktischen Gartendenkmalpflege wissenschaftlich begleiten und ihre Forschungsfragen aus dieser Praxis entwickeln.

Für die Erforschung und Erhaltung der historischen Gärten brauchen wir Sie, meine Damen und Herren, als Verbündete.

Wünsche der Praxis an die Forschung

Über den Anruf von Sylvia Butenschön, die mir von diesem Forschungskolloquium berichtete, freute ich mich sehr. Sie bat mich, zu Ihnen über die „Anforderungen der Praxis an die Forschung“ zu sprechen. Da ich seit einigen Jahren in der Gartendenkmalpflege des Landesdenkmalamtes Berlin tätig bin und somit aus der Praxis komme, und mir außerdem gerne etwas wünsche, manchmal vielleicht auch fordere, sagte ich ohne Umschweife zu.

Wenn ich in den Berliner Privatgärten und auf den Friedhöfen – meinen Arbeitsschwerpunkten – unterwegs bin, möchte ich natürlich möglichst alle Informationen zum jeweiligen Objekt zur Verfügung haben. Darüber hinaus interessieren mich aber auch alle Forschungsergebnisse auf den Gebieten ‚Gartenkunst‘, ‚Gartengeschichte‘ und ‚Gartendenkmalpflege‘. Es geht mithin um die **Verfügbarkeit von Informationen!** Bevor ich mir also etwas wünsche, etwas wünschen kann, möchte ich mich zunächst auf den neuesten Stand der Forschung bringen.

Bei Google gebe ich demgemäß die Stichworte ‚Dissertationen‘ und ‚Gartenkunst‘ ein. Ich gelange zum Fraunhofer Informationszentrum Raum und Bau IRB – drei Treffer unter ‚Dissertationen‘ und 1 Treffer unter ‚Forschungsberichte‘. Dieses Ergebnis ist nicht sehr vielversprechend, ich hatte mehr erwartet. Ich suche nun unter dem Stichwort ‚Gartendenkmalpflege‘ und erhalte die gleichen drei Treffer wie zuvor. Als weiteres Google-Suchergebnis wird mir eine ‚Liste der Dissertationen zum Thema Gartendenkmalpflege‘ vorgeschlagen. Ich freue mich – die habe ich gesucht. Ich bekomme vier Titel angezeigt, einen davon kenne ich bereits. Ich suche hier weiter in der angebotenen Rubrik ‚Architektur/Innenarchitektur/Grünplanung‘ und von dort zu den Stichworten ‚Gartenkunst/ Gartengestaltung‘. Hier kann ich wieder ‚Dissertationen‘ anklicken und erhalte sechs Angebote. Zwei davon kenne ich bereits. Beim IRB komme ich also nicht weiter.

Ich klicke auf das nächste Angebot meiner ursprünglichen Google-Suche, auf das ‚Archiv Digitale Dissertationen UB der TU Berlin, wo mir sogleich angezeigt wird, dass diese Liste seit August 2005 nicht mehr aktualisiert wird, und dass ich zu opus.kobv.de/tu-berlin, dem neuen online-Archiv für digitale Publikationen gehen soll. Dem freundlichen Hinweis folgend lande ich bei einer Auswahl und nehme ‚Volltextsuche‘, da ich weder speziell nach Autoren noch nach Titeln suche. Ich erhalte unter meinen bekannten Stichwörtern ‚Gartenkunst‘ und ‚Gartendenkmalpflege‘ drei Ergebnisse. Eines davon kenne ich bereits. Unter dem alleinigen Stichwort ‚Gartenkunst‘ erhalte ich immerhin zwölf Ergebnisse. Zwei davon kenne ich bereits, die übrigen sind für mein Thema nicht relevant.

Ich gebe das Stichwort ‚Gartendenkmalpflege‘ an gleicher Stelle ein und erhalte nun sechs Treffer. Vier davon kenne ich bereits.

Mein Recherchedrang ist noch nicht befriedigt. Ich gehe zum nächsten Google-Angebot: ein ‚Verzeichnis der seit 1995 abgeschlossenen und begonnenen Dissertationen im Fach ‚Denkmalpflege‘. Die Liste ist mit 62 Titeln endlich etwas umfangreicher, aber schnell stellt sich heraus, dass die Arbeiten bei Prof. Dr. Achim Hubel an der Otto-Friedrich-Universität Bamberg eher von zukünftigen Baudenkmalpflegern verfasst wurden. Erst beim genauen Durchsehen – eine Stichwortsuche wird hier leider nicht angeboten – lese ich von drei Themen, die in mein Fachgebiet fallen, aber diese kenne ich wenigstens noch nicht. Langsam vermisse ich eine solche Liste im Fach ‚Gartendenkmalpflege‘.

Die Google-Suche führt mich weiter zum Institut für Landschaftsarchitektur der technischen Universität Dresden. Unter der Rubrik ‚Forschung‘ finde ich die Publikationslisten der Professorin Erika Schmidt und ihrer Mitarbeiterinnen – eine wertvolle Quelle. Unter ‚Zusammenarbeit und Mitwirkung außeruniversitärer Einrichtungen und Organisationen‘ wird darauf hingewiesen, dass die Themen für Seminare und wissenschaftliche Arbeiten „Überwiegend von den Institutionen, die historische Anlagen zu betreuen haben, an die Professur herangetragen werden.“ Das ist ganz nebenbei der erste explizite Hinweis auf eine Verbindung zwischen Forschung und Praxis. Ich komme später darauf zurück. Unter dem Stichwort ‚Archiv‘ finde ich eine umfassende Liste der Diplomarbeiten im Lehrgebiet ‚Geschichte der Landschaftsarchitektur (1994-2004)‘. Das ist wunderbar, habe ich die Liste der Dissertationen übersehen?

Bei der weiteren Google-Suche erhärtet sich der Verdacht, dass jede Universitätsbibliothek, jede Fachhochschule, jeder Lehrstuhl, - womöglich jede Professur - ein eigenes Verzeichnis der wissenschaftlichen Arbeiten angelegt hat, das allerdings nicht immer leicht zu finden ist oder in dem ich aus anderen Gründen nicht suchen kann.

Mein nächster Versuch führt mich zur Katholischen Theologischen Privatuniversität Linz, weil dort eine ‚Datenbank Gartenkunst‘ angekündigt wird. Ich bin natürlich gespannt und schöpfe wieder Hoffnung, doch noch etwas Geeignetes zu finden. Ich gelange zu allgemeinen und fachübergreifenden Datenbanken – das hört sich sehr vielversprechend an – unter dem Stichwort ‚Kunstwissenschaft‘ zur ‚Datenbank Gartenkunst‘. Diese sollte meinen Hunger nach Forschungsarbeiten stillen, die mir in der Berliner Gartendenkmalpflege von Nutzen sein können. Leider handelt es sich um die mir und sicher auch Ihnen bekannte ‚Datenbank der Zeitschriftenliteratur zur Gartenkultur und Freiraumentwicklung des 20. Jahrhunderts‘, für die namhafte Fachzeitschriften von 1887 bis 1945 ausgewertet wurden. Ein Forschungsprojekt unter der Leitung von Prof. Gerd Gröning am Institut für ‚Geschichte und Theorie der Gestaltung‘ an der Universität der Künste Berlin, finanziert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Unter www.garden-cult.de wurden 52.500 kommentierte Einträge auf 14.500 Normseiten erfasst.

Warum gibt es dergleichen nicht für wissenschaftliche Arbeiten in unseren Fachgebieten? Vielleicht gibt es entsprechende Nachweise, aber ich bin nicht in der Lage sie zu finden.

An der Suchmaschine wird es wohl nicht liegen, daß ich nicht fündig werde. Vielleicht liegt der bisher mäßige Sucherfolg an meinen falschen Stichworten oder daran, dass die Forschenden ihre Titel nicht bzw. nicht an der richtigen Stelle eingeben?

Ich suche – jetzt einmal umgekehrt – eine mir bekannte Arbeit und gebe bei Google den Namen der Autorin ein. Ich gelange zur Universitätsbibliothek der TU Berlin. Hier muss ich wissen, wann die Arbeit veröffentlicht wurde und in welcher Fakultät. Ich bin nicht sicher und sehe zwei Jahrgänge durch. Ich finde den Titel nicht. Weiter unten auf der Seite soll ich noch mit verschiedenen Suchsystemen bekannt gemacht werden, aber dazu habe ich jetzt keine Geduld. Die weitere Suche führt mich zu einem Hinweis auf dieses unser Forschungskolloquium, denn die Autorin wird hier über ihre Arbeit berichten, und zu zahlreichen weiteren Nebeninformationen. Erst auf der eigenen website der Autorin finde ich schließlich den Titel ihrer Arbeit, das Erscheinungsjahr und weitere wertvolle Hinweise.

Soweit der Erlebnisbericht einer durchschnittlichen Anwenderin oder ‚Kundin‘ des Internets. Ich möchte aufgrund dieser leidvollen Erfahrung Folgendes vorschlagen:

Bei allem Respekt vor den bisher gestarteten Initiativen, die wissenschaftlichen Arbeiten in unserem Fachgebiet zusammen zu tragen und publik zu machen: Es fehlt **EINE zentrale Datenbank** für Diplom-, Bachelor- und Masterarbeiten, für Dissertationen sowie Habilitationen in unserem Fachgebiet einschließlich verwandter Disziplinen. Beispiele für Datenbanken oder andere Instrumente einer ständig zu aktualisierenden Sammlung wurden bisher sicher in ausreichender Zahl entwickelt, doch gilt es nun, diese für unsere Zwecke anzuwenden und einzusetzen.

Ohne mir bisher unbekannte Datenbanken in ihrer Bedeutung schmälern zu wollen, können vielleicht folgende Systeme wertvolle Hinweise geben:

Unter www.census.de ist der ‚Census of Antique Works and Architecture Known in the Renaissance‘ zu finden. Dieser Census „ist eine interdisziplinäre Forschungsdatenbank, die einem zentralen Problemfeld der Renaissanceforschung, der Antikenrezeption, gewidmet ist. Erfasst werden die in der Renaissance bekannten antiken Monumente mit den zugehörigen bildlichen und schriftlichen Renaissancedokumenten und Orts-, Personen-, und Zeitangaben sowie Abbildungen und bibliographischen Daten. Als Forschungsinstrument richtet sich der Census nicht nur an die Fächer Kunstgeschichte und Archäologie, sondern an alle am Nachleben der Antike interessierten Disziplinen.“ Seit 1995 ist das Census-Projekt am Kunstgeschichtlichen Seminar der Humboldt-Universität zu Berlin ansässig. 2003 wurde der Census als Langzeitvorhaben der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften in das Akademienprogramm aufgenommen. Durch intensive finanzielle und technische Unterstützung der Akademie ist der Census ab Juni 2007 im Open Access im Internet zugänglich.

Kann es eine solche Datenbank, ein **digitales Archiv**, nicht auch in Bezug auf die Garten- und Parkanlagen, die Gartenarchitektinnen und Gartenarchitekten, die entsprechende Literatur einschließlich Fotos und Plänen geben?

Bekannt ist sicher auch das Zentralinstitut für Kunstgeschichte in München. Meines Wissens ist jeder promovierende Kunsthistoriker verpflichtet, sich dort zu melden. Damit hat er den Vorteil, dass sein Thema für ihn alleine reserviert ist. Wäre nicht analog zu einer solchen Kunstchronik eine Gartenkunstchronik denkbar?

Es ist mit durchaus klar, dass derartige Wünsche häufig an der Finanzierung oder am Durchhaltevermögen Einzelner scheitern. Aber das sollte nicht hindern jedenfalls mit einer entsprechenden Initiative einen Versuch in diese Richtung zu starten. Von Fall zu Fall gibt der Erfolg den Zweiflern Unrecht.

Neben dem Wunsch nach einer umfassenden Datenbank wäre aber auch ein offenes **Internetportal** denkbar und wünschenswert. Auch hierzu ein Beispiel, wenn auch aus einer anderen Disziplin:

Der Geologe Dr. Christopher Jenkins von der Universität Sydney hat mit der ‚Global Seabed Database‘ ([www.eu-seabed.net/services/...](http://www.eu-seabed.net/services/)) ein Werkzeug entwickelt, in das weltweit Jeder geologische Daten des Meeresbodens einstellen und abrufen kann. So ist in den vergangenen Jahren eine nahezu lückenlose Kartierung des Meeresbodens entstanden. Mit einer Zugangsberechtigung funktioniert dieses Prinzip nach dem Motto: Gibst du mir, gebe ich dir. Warum soll dieses Prinzip nicht auch z.B. für Gartendenkmale möglich sein? Wir erhielten dann eine Art Atlas, bundes- oder europa-, vielleicht weltweit, in dem die Gartendenkmale lokalisiert wären und in dem eine Verknüpfung mit weiteren nützlichen Angaben wie Urheber, Pläne, Fotos, Bibliographien, Zustandsbeschreibungen usw. möglich und schließlich sogar eine komplette Restaurierungsgeschichte vorstellbar wäre.

Ein ganz aktuelles Beispiel mag ebenfalls Ideen geben: Am 9. April 2008 wurde eine neue **Informations- und Kommunikationsplattform** mit dem Ziel der Förderung der Gartenkultur freigeschaltet. Es ist die Rede von einem „Marktplatz für Erfahrungsaustausch und vernetztes Handeln“: Auf der Internetseite www.gartennetzdeutschland.de bündelt der Bundesverband Gartennetz Deutschland e.V. die Interessen von Garteninitiativen zugunsten des Erhalts und der Pflege von Parks und Gärten. Diese sollen als gartenkünstlerisch attraktive Orte mit hoher Aufenthaltsqualität in das Bewusstsein einer breiten Öffentlichkeit gelangen.

Ist es nicht vorstellbar, dass etwa unter www.gartenforschungdeutschland.de die entsprechende Professuren gebündelt werden – mit dem Ziel, das dort erforschte Wissen der Öffentlichkeit zugänglich zu machen? Das würde den von mir gewünschten Erfahrungsaustausch doch sehr befördern.

In etwas kleinerem Rahmen wäre der Berliner Gartendenkmalpflege auch bereits eine **‚Vernetzung‘ mit den lokalen und regionalen Hochschuleinrichtungen** nützlich. Eine gute Zusammenarbeit besteht bereits mit Prof. Dr. Hagen Eyink, der an der Technischen Fachhochschule Berlin im Studiengang ‚Gartenbau‘ zahlreiche gartenhistorisch orientierte Diplomarbeiten betreut und darüber ein Verzeichnis führt, das uns zugänglich gemacht wird – ganz direkt und ohne lange Internetsuche. Natürlich wären wir auch den Lehrenden und Forschenden an den anderen Berliner Hochschuleinrichtungen dankbar für derartige **Verzeichnisse** – selbstverständlich nur solange es die oben beschriebene Datenbank noch nicht gibt.

Forschungskolloquien wie dieses sind eine sehr gute Gelegenheit für den bereichernden **Austausch** zwischen Forschenden und Praktikern, in diesem Fall Gartendenkmalpflegerinnen und –pflegern. Ich rege an, den Verteiler für diese wohl jährlich stattfindenden Veranstaltungen für die Praxis zu erweitern.

Dem schließt sich der Wunsch an, darüber nachzudenken, auch die **Doktorandenkolloquien** der Professuren für die Kolleginnen und Kollegen aus der Praxis mehr zu öffnen, wie es z.B. durch Frau Prof. Erika Schmidt an der TU Dresden gehandhabt wird.

Bei der Frage nach den Anforderungen der Praxis an die Pflege möchten Sie vielleicht von mir auch konkrete Themenvorschläge genannt bekommen. Das würde hier sicher zu weit führen, doch möchte ich für die **Themenwahl** folgende Hinweise geben:

Die **Grundlagenforschung** ist nach wie vor unerlässlich. Jeder noch so kleine Mosaikstein trägt zur Komplettierung des Ganzen bei. Ich denke z.B. an die Aufarbeitung und Bewertung von **Nachlässen** oder **Werken** der Gartenkünstler, Gartendirektoren, Garten- und Landschaftsarchitekten, an das Herausarbeiten von **Gestaltungscharakteristika** bestimmter **Epochen** und Zeitabschnitte. Auch die übergreifende Bearbeitung bestimmter **Kategorien** wie Krankenhausgärten, Orangeriegärten oder Friedhöfe sowie übergreifender Gestaltungsideen wie z.B. mit Alleen und Wasserstraßen ist denkbar.

Ein zweiter Themenkomplex eröffnet sich bei der Frage nach dem **Umgang mit dem historischen Grün**. Zur Zeit wird eine Teilrekonstruktion des Heidelberger Schlossgartens diskutiert. Was passiert auf dem Berliner Schinkelplatz? Wie gehen wir heute mit der Renaissancegestaltung aus den 1950er Jahren im Schlosspark Güstrow um? Was verstehen wir unter der so genannten ‚schöpferischen Gartendenkmalpflege‘, praktiziert im Park von Schloss Meseberg, dem Gästehaus der Bundesregierung?

Weiter beschäftigt die Praxis zunehmend die **Nutzung und deren Auswirkungen** in den historischen Garten- und Parkanlagen. Damit sind nicht nur die touristischen Nutzungen gemeint, sondern z.B. auch die Untersuchung von Interessenkonflikten zwischen Denkmalschutz, Naturschutz und Forstwirtschaft. Vergleichende Studien hierzu

wären hilfreich.

Schließlich sollte möglichst auch die Vermittlung der Bedeutung historischer Grünanlagen oder die **Denkmalvermittlung** bei der Themenwahl und –bearbeitung berücksichtigt werden. Das Projekt ‚Gartenträume‘ in Sachsen-Anhalt, also die Restaurierung und touristische Erschließung von 40 Garten- und Parkanlagen, oder verschiedene länderübergreifende Gartenrouten sind eine Möglichkeit, durch Aufklärung und Information für den Erhalt und die Pflege der Anlagen zu werben.

Es geht aber auch um Themen jenseits der Grundlagenforschung. Die Forschenden müssen **selbst** solche **Themen formulieren** oder diese zusammen mit den Praktikern entwickeln, die **noch nicht tagesaktuell** sind. Ich denke z.B. an die Aufarbeitung der Dekaden seit Ende des Zweiten Weltkrieges. Die Inventarisierung wird sicher bald mit der Unterschutzstellung bedeutender Anlagen aus den 1970er Jahren beginnen. Dafür wären entsprechende Abschlussarbeiten sehr hilfreich. Ich denke auch an Themen, die im Zusammenhang mit dem Klimawandel stehen. Eine bundesweite Tagung vom 10. bis 11. April 2008 in Badenweiler wird erstmals die Fragestellung behandeln, welche Auswirkungen der prognostizierte Klimawandel auf die Biodiversität der historischen Park- und Gartenanlagen haben wird. Die Tagung wendet sich an Fachleute aus den Bereichen Klimatologie, Ökologie, Gartendenkmalpflege und Naturschutz, denn sie hat den Anspruch, „interdisziplinäre Handlungsebenen ... zur Erhaltung und Sicherung der Biodiversität in historischen Garten- und Parkanlagen zu erarbeiten.“ Die Bedeutung dieses Themas wird mit der Finanzierung dieser Tagung durch die Deutsche Bundesstiftung Umwelt unterstrichen.

Das bringt mich zu einem letzten Aspekt, der bei der Themenwahl mehr als bisher berücksichtigt werden sollte, nämlich zu der **Verknüpfung mit fachübergreifenden Disziplinen** wie z.B. mit der Materialkunde und der Materialverwendung, mit dem Thema Kulturlandschaft, dem Thema Marketing und Werbung, der Pädagogik und Museumskunde, der Kunst und Kunstgeschichte. Die Fragestellungen der Praxis ändern sich und **Politiknähe** ist wünschenswert!

Forschung und Praxis können einander wunderbar ergänzen. Aber dazu – und das ist mein Hauptwunsch - ist ein verstärkter Dialog dringend erforderlich.

Koreanische Literati-Gärten der Joseon Dynastie

Dieser Artikel gibt einen Überblick über einen Teil meiner Arbeit über Privatgärten des *byeolseo*-Typus, die von Gelehrten und Beamten, Angehörigen der Oberschicht, angelegt wurden. Im Laufe der Joseon-Dynastie wurden immer wieder Beamte aus politischen Gründen ins Exil geschickt oder zogen es vor, ihre Ämter aufzugeben und sich aufs Land zurückzuziehen. Dort legten sie Gärten an, in denen sie ihre Weltanschauung ausdrückten.

Begriffsdefinition *Byeolseo*

Byeolseo wird mit chinesischen Schriftzeichen geschrieben, diese zeigen die Bedeutung von „abgetrennt, abgesondert“ für *byeol* und „(ab)gesondert gebautes (Bauernhaus) in den Feldern“ für *seo*. Von Definitionen aus Wörterbüchern und von Wissenschaftlern,¹ lässt es sich darauf schließen, dass dieser Gartentypus von einer Residenz, einem Wohngehöft abgetrennt, in einer landschaftlich schönen Umgebung, aber auch oft sehr abgeschieden gelegen ist.

In der Joseon Dynastie meinten *byeolseo* oft Orte, an denen sich Personen von der Gesellschaft zurückziehen konnten, hier im engeren Sinne, Beamte und Gelehrte, die sich von der Zentralmacht, dem Königshof in Seoul, zurückzogen, um auf dem Land zu leben und dort ihren Studien nachzugehen, wie auch Schüler zu unterrichten. Dieser Punkt ist besonders wichtig, wenn wir uns den Zweck der Anlagen ansehen und die Gelehrten, die sie erstellt haben.

Yangban und Seonbi

Die Gartenbesitzer gehörten zur den *yangban*, der Beamten-Oberschicht, die nur durch Staatsexamina nach dem konfuzianistischen System Beamtenpositionen einnehmen konnten.² Zu dieser Schicht gehörten die *seonbi*, die sich sich besonders als Gelehrte verstanden. Wichtig waren für die *seonbi* vor allem Gelehrsamkeit, damit impliziert fundierte Kenntnisse konfuzianistischer Klassiker und Leben im Einklang mit der neo-konfuzianistischen Philosophie.³

Historischer Hintergrund

Die Joseon-Dynastie (1392-1910) wurde nach dem Staatsstreich des Generals Yi Songgye (1335-1408, reg.1392-1398) der Koryo-Dynastie gegründet. Die damaligen Gelehrten reagierten unterschiedlich. Anhänger der Pro-Ming-Fraktionen (Ming 1368-1644) unterstützten Yi Songgye, während andere Neo-Konfuzianer seinen Griff nach Macht unakzeptabel fanden und sich auf ihre Landgüter oder Familiensitze zurückzogen. In diesem Zusammenhang ist der neo-konfuzianische Gedanke der Loyalität zu einem König wichtig. Die Anhänger Yis profitierten von den anschließenden Landreformen

und wurden später verdienstvolle Elite, *hungupa* genannt, während die Gelehrten, die sich auf das Land zurückgezogen hatten, die Philosophie Zhu Xis studierten. Zwischen beiden Gruppierungen kam es im Lauf der Geschichte immer wieder zu Fraktions- und Machtkämpfen, die in blutigen Verfolgungen enden konnten. Sie verursachten die Verdrängung von Gelehrten aus Regierungsämtern, wie auch deren freiwilligen Rückzug.⁴

Gartenanlagen

In diesem Teil stelle ich die vier Gärten vor, über die ich im nächsten Teil unter Berücksichtigung der neokonfuzianistischen und taoistischen Einflüsse sprechen werde. Die Primärquellen für diese Gärten bestehen aus Gedichten und Texten der Besitzer oder Besuchern und Reiseberichten.

Dosan Sodang (1557-1562) wurde von dem Gelehrten und Beamten Yi Hwang (1501-1570) ca. 20 km westlich von Andong, im Osten der koreanischen Halbinsel angelegt.⁵ Yi Hwang war eine wichtige Persönlichkeit der koreanischen Geschichte, er hatte intensiv Zhu Xis⁶ Lehre studiert, dessen Werke herausgegeben, wichtige Bücher und Kommentare verfasst und hohe Ämter u.a. am Königshof innegehabt. Um sich ganz dem Unterricht und seinen Studien widmen zu können, hatte er sich wiederholt von Regierungsposten zurückgezogen. Da er viele Schüler hatte, benötigte er neben bereits existierenden Unterrichtsorten einen weiteren Platz.⁷

Die Originalanlage bestand aus dem Seodang, einem einfachen rechteckigen Gebäude in dem Toegye wohnte und unterrichtete, mit einer anschließenden Veranda und einem Wohnhaus für seine Studenten, dem Nongun Jeongsa. Um den Seodang war eine Mauer gezogen, von der nur noch Teile original sind. Vor dem Gebäude befindet sich ein leerer rechteckiger Hof, an dessen Ostende ein quadratischer Lotusteich liegt. Von dort führt eine Brücke über einen Bach einer terrassierten ebenen Fläche, der Blumenterrasse Jeolusa.⁸ Von dem Haus, wie auch von der Veranda fällt der Blick auf den Lotusteich, die Blumenterrasse und weiter in die Ferne auf einen Fluss, den Nakdongkang. Damit sollte die Einheit mit der Natur stärker unterstrichen werden.

Dosan Seodang war ein Ort des Lehrens und Lernens und im Einklang mit Toegyes Sicht der Philosophie gebaut. Gelehrsamkeit und einfaches Leben werden sowohl in dem einfachen Haus, der reduzierten Farbgebung und im Symbolgehalt der Pflanzen ausgedrückt.

Seoswaewon wurde von Yang San-Bo (1503-1557) nach Literati-Verfolgungen von 1519, bei denen sein Lehrer Jo Kwang-Jo zum Tode verurteilt wurde, angelegt. Yang hatte trotz bestandener Beamtenprüfung jede Aussicht auf eine Beamtenstelle aufgegeben und sich in seine Heimatgegend in den Südwesten Koreas zurückgezogen.⁹

Die wesentlichen Grundzüge und Teile der Anlage, wie sie heute noch existieren, wurden

mit Hilfe eines Verwandte ab den 1540er Jahren angelegt.¹⁰ Soswaewon liegt in einem Bergtal, das von einem Bach von Nordosten nach Südwesten durchflossen wird.

Ich begrenze mich hier auf den zentralen Teil, obwohl der Garten größere Ausmaße hatte, aber diese Teile sind weder auf dem Plan von 1755 zu sehen, noch heute erhalten. Es handelt sich hier um einen Talbachgarten, der sich in drei Bereiche einteilen lässt: in einen Zentralbereich mit dem Kwangpunggak und dem Bergbach, der hier über Felsen fließt; einen Eingangsbereich mit zwei Teichen, einem offenen Pavillon und der Phönixterrasse und einen rückwärtigen Teil mit dem Jewoldang und einer Pflaumenterrasse. Teilweise ist der Garten durch Mauern nach außen hin begrenzt.¹¹



Abb.1, Soswaewon, Blick auf den Kwangpunggak von Norden, Aufnahme ca. 2006

Seoseokji in Yeongyang-gun, östlich von Andong gelegen, wurde von Jeong Yeong-Bang (1577-1650), der nach der zweiten Ching-Invasion 1636 zurückgezogen in der Natur leben wollte, angelegt. Gegen Ende der japanischen Invasion (1599) hatte er mit einem systematischen Studium des Neo-Konfuzianismus angefangen.¹²

Seoseokji ist ein Teichgarten mit einem großen, rechteckigen, mit Lotus bepflanzten Teich im Zentrum und zwei Gebäuden, dem Juljae und dem Kyeongjeong, die zeitlich in dieser Reihenfolge gebaut wurden. Der Garten ist von allen Seiten von einer Mauer umgeben, der Haupteingang befindet sich Südosten. Der Juljae war das eigentliche Hauptgebäude und als solches nach Süden ausgerichtet. Vor ihm ragt eine Blumenterrasse, die Saudan, in den Teich hinein. In dem Teich befinden sich über 60 Steine und Felsen, die alle von Jeong mit Namen versehen wurden und damit seine Weltanschauung verdeutlichen. Südöstlich des Eingangs in einer Mauerecke steht ein großer alter Gingkobaum, während heute ansonsten nur vereinzelt Bäume und Sträucher stehen.¹³



Abb.2, Seoseokji, Blick auf den Kyeongjeong und den Teich von Osten, Aufnahme 2004

Imdaejeongwollim wurde gegen Ende des 16. Jhs als Gobanwon zuerst vom Beamten Nam Eon-Gi, der zurückgezogen in der Natur leben wollte, angelegt. Diese Anlage überdauerte allerdings nicht die Zeit und 1862 legte der Beamte Min Ju-Hyeon (1803-1883) erneut an dieser Stelle einen Garten mit einem nach Nordwesten ausgerichteten strohgedeckten Pavillon an.¹⁴



Abb.3, Imdaejeongwollim, Blick auf Pavillon auf Anhöhe und auf untere Teiche von Süden, Aufnahme ca. 2001

Hier handelt es sich um einen Garten auf 2 Ebenen: es gibt einen oberen Teil mit dem Pavillon auf dem Hügel und einen unteren Teil mit zwei großen Teichen. Der heutige Eingang befindet sich im Osten und wird über einen Weg, der um den Garten führt, erreicht. Der Pavillon steht auf einer freien ebenen Fläche, die von Bäumen eingeraht wird. Daneben liegt ein fast quadratischer Teich, hinter dem sich ein Wäldchen mit Laubbäumen und Bambus erstreckt. Zu den beiden unteren Teichen führt von der Anhöhe mit dem Imdaejeong eine Steintreppe hinunter. Wichtig ist auch hier die umgebende Landschaft, die in die Aussicht hineingenommen wird: Im Westen fließt der kleine Fluß Sapyongcheon, im Osten bildet der Berg Bongjeong einen Hintergrund.¹⁵

Neokonfuzianismus und Daoismus – Elemente in den Gärten

Alle Gelehrten der Joseon-Dynastie waren an Privatakademien oder staatlichen Schulen neo-konfuzianistisch ausgebildet. Darüber hinaus lasen sie andere klassische chinesische Werke, die ihnen von ihren Lehrern empfohlen worden waren oder die sie selber für sich als wichtig empfanden, diese konnten auch daoistisch geprägt sein. Da die Gärten Elemente des Daoismus, wie auch des Neo-Konfuzianismus beinhalten, soll auf diese Einflüsse im Folgenden an Hand von einigen Beispielen eingegangen werden.

Der Daoismus hat eine lange Geschichte, die sich in der Mythologie verliert und auch nicht an einer einzelnen historischen Person festgemacht werden kann. Die wesentlichen Ideale des Daoismus sind: Gleichheit der Menschen, Glück, Individualität und Unsterblichkeit.¹⁶ Es gibt einen vorherrschenden Paradiesgedanken im Daoismus: Das Paradies wird als ein idealer Zustand in der frühen Geschichte angesehen¹⁷ und es wurden immer wieder Versuche gemacht, diesen Zustand wiederzuerlangen oder Zugang zu Paradies zu finden.

Die Lage des Paradieses wurde entweder in den Bergen oder im Meer vermutet. Eine Art des daoistischen Paradieses, der Wuling taoyuan, in dem Menschen friedlich zusammen lebten, wurde von dem ehemaligen Beamten und taoistischen Dichter Tao Yuanming (365-427 n.u.Z.), dessen Bücher Yang San-Bo gelesen hatte, in seinem *Taohua yuanji* (Gedicht des Pfirsichblütenfrühlings) beschrieben.¹⁸

Eine andere Quelle könnte auch im Pfirsichgarten der Königlichen Mutter des Westens, Xi Wang Mu, der chinesischen Göttin der Unsterblichkeit, zu finden sein, deren Feenland in den mythischen Kun-Lun-Bergen lokalisiert wurde. In ihrem Paradies gab es drei Gärten, in einem wuchsen Pfirsichbäume, die nur alle 3.000 Jahre blühten und deren Früchte Unsterblichkeit verliehen. In Soswaewon befindet sich hinter dem Kwangpunggak ein Pfirsichgarten, der Do-O, mit dem das taoistische Paradies im Garten manifestiert werden sollte.¹⁹

Dem Phönix, der auch als Bote der Xi Wang Mu fungieren kann, ist eine Fläche mit Namen Daebongdae schräg gegenüber dem Kwangpunggak, gewidmet. Der Phönix

war laut dem *Shanhaijing* (Klassiker von den Bergen und Meeren, 3.Jhd.v.-1.Jhd.n.u.Z) ein Bote des Glücks und symbolisierte darüberhinaus einen gerechten König. Von den konfuzianistischen Tugenden symbolisiert er die der Loyalität des Souverains zu seinem Subjekt²⁰, wir können hier auch einen Ausdruck der politischen Haltung Yangs sehen.

Laut der Legende lagen im Meer östlich von China die drei Inseln der Unsterblichen. Diese Inseln wurden zum Begriff der Glückseligkeit und es gab wiederholt kaiserliche Expeditionen zu ihnen, Berichte in Geschichtswerken über sie und bildliche Darstellungen.²¹ Einen Bezug zu diesen Inseln befindet sich im Imdaejeongwon, im unteren Garten. Dort befinden sich in den zwei Teichen drei Inseln mit jeweils einem Fels.²²

In der Joseon-Dynastie wurde der Neo-Konfuzianismus die vorherrschende Staatsphilosophie geworden. Dieser kam wie der Taoismus aus China. Dort hatte in der Nördlichen Song-Dynastie (960-1127), die noch sehr stark buddhistisch und taoistisch geprägt war, der konfuzianistische Gelehrte Zhou Dunyi (1017-1073) taoistische und buddhistische Elemente und damit eine Metaphysik in seine Schriften eingebracht und wurde damit zu einem der Bereiter des entstehenden Neo-Konfuzianismus. Von diesem als Lehre kann man allerdings erst seit Zhu Xi (1130-1200, Südliche Song-Dynastie 1127-1279) sprechen, der die Werke früherer Gelehrter mit seinen eigenen Vorstellungen verband und daraus eine Synthese herstellte. Ein sehr wichtiger Grundsatz des Neo-Konfuzianismus war, den richtigen Weg durch diszipliniertes Selbsttraining oder Selbstkultivierung zu finden.²³ In der Joseon-Dynastie wurden sowohl der Neo-Konfuzianismus als Staatsdoktrin, wie auch die Beamtenexamen mit den Prüfungen der neo-konfuzianistischen Klassikern von China übernommen.²⁴

Hinweise auf Zhou Dunyi finden sich in Dosan Seodang, Soswaewon und Imdaejeong. Der Teich Jeongudang (Teich des klaren Freundes) vor dem Dosan Seodang bezieht sich auf Zhou's Text *Ai lien shou* (Liebe für den Lotus), in dem er den Lotus für seine Reinheit preist, obwohl er in schmutzigen, sumpfigen Wasser wächst.²⁵ Der Lotus ist hier ein Symbol des Yangban-Geistes und der neo-konfuzianistischen Gelehrten, ein Symbol von Loyalität und Aufrichtigkeit.²⁶ In Soswaewon beziehen sich die Namen der beiden Gebäude (Kwangpunggak: Pavillon von Sonne und Wind, Jewoldang: Pavillon des klaren Mondes nach dem Regen) auf eine Gedichtzeile von Huang Tingjian (1045-1105), der darin Zhou's Charakter beschrieb: mit einem Bestreben wie ein reiner Bergbach, wie der frische Wind und das Sonnenlicht, wie der klare Mond nach Regen.²⁷ Bei Imdaejeong (ansehen, gegenüber sein) kommt dieser Name von einer Gedichtzeile Zhou's: „den ganzen Morgen saß ich am Rand des Wassers und betrachtete den Lu-shan“. Zhou hatte am Fuß des Berges Lu in der Chinghsi-Povinz gelebt²⁸ - vom Imdaejeong hat man eine Blick über den rechteckigen unteren Teich, den Fluß und eine niedrige Bergkette, all dies in Nachahmung von Zhou.

Bezüge zu Zhu Xi finden sich in der Benennung von zwei Teilen des Dosan Seodang.

Der Raum, in dem sich Toegye aufhielt, wurde von diesem Wallakjae genannt und bezieht sich auf einen Satz des *Myeong dangshil-gi* (Aufzeichnungen über das Benennen von Gebäuden) von Zhu Xi: „Es gefällt mir hier, weil ich mich vergnüge, auch wenn ich mein ganzes Leben hier verbringen müsste.“ Der Name der großen Veranda, Amseoheon stammt vom Gedicht *Huiyan* von der Gedichtsammlung *Yungu ershi liu yong* von Zhu Xi und bedeutet „Nest hoch in den Felsen“. ²⁹ Dieser Ausdruck bedeutet, von anderen Menschen und der Gesellschaft entfernt zu leben, um sich besser auf Studien konzentrieren zu können. ³⁰

Die Blumenterrasse Jeolusa (Vier loyale Freunde) wurde von Toegye mit den Pflanzen Chrysanthemen (Blume der Zurückgezogenen), Bambus und Pflaume (Standhaftigkeit der konfuzianischen Gelehrten) und Pinie (Prinzipientreue) bepflanzt, um dadurch neokonfuzianische Tugenden auszudrücken. ³¹

Bezüge zu Toegye, Zhu Xi, dem gesamten Neo-Konfuzianismus und dessen Begriff *kyeong* scheinen der Anlage von Seoseokji zu unterliegen. Die Namen der Gebäude Juiljae und Kyeongjeong beziehen sich auf Zitate eines Lehrers von Zhu Xi, dass *kyeong* und *juil* identisch wären. Für Zhu Xi war *kyeong* der Zentralbegriff des Neokonfuzianismus und bedeutet hier Selbstkultivierung und –training. ³² Beide Gebäude zeigen hier also ein philosophisches Konzept und sind als eine Einheit zu sehen.

Schlussfolgerung

Alle Gärten lagen relativ abgeschieden in der Natur, um als Orte des Rückzugs von weltlichen Geschäften dem Selbststudium und der Selbstkultivierung zu dienen. Daher sind sie meistens in einem relativ kleinen Ausmaß und recht bescheiden angelegt. Die Häuser oder Pavillons sind aus einfachen Materialien, hatten oft in der Anfangszeit strohgedeckte Dächer und eine natürliche reduzierte Farbgebung. Dies stimmt auch überein mit dem Konzept des einfachen Lebens in der Natur, das die Selbstkultivierung und das Selbsttraining fördern soll.

Die Gartenelemente beinhalten offene oder mit Türen und Fenstern versehene Pavillons, Wasser in Form natürlicher Bergbäche oder Flüsse oder künstlich angelegter Teiche mit oder ohne Inseln, Felsen (mit oder ohne Inschrift), Pflanzen (oft mit Symbolgehalt), Mauern und der umgebenden Landschaft, die mit in die Sicht auf oder im Garten hinein genommen wurde. Es gibt ein gewisses Gartenvokabular, das auf verschiedene Art und Weise durchgespielt wird, es gibt auch unterschiedliche Typen in der Hinsicht von Teichgarten, Talgarten, Gartenanlage mit Hof, aber obwohl die hier untersuchten Gärten aus verschiedenen Jahrhunderten stammen, lassen sich eine Stilentwicklung oder -unterschiede nicht erkennen.

Eher im Gegenteil liegt den Gärten ein zutiefst philosophisches Programm zu Grunde, das durch den in der Joseon-Dynastie dominierenden Neo-Konfuzianismus und der ent-

sprechenden neo-konfuzianistischen Ausbildung der Gelehrten geprägt ist und über die Jahrhunderte hinweg tradiert wurde. Es gibt ebenso Einflüsse des Daoismus durch die Mithineinnahme daoistischer Elemente in die neo-konfuzianistische Lehre. Darüber hinaus scheinen die Gärten nicht nur von einer bestimmten Philosophie geprägt, sondern ebenfalls von den Vorlieben ihrer Erschaffer, der Literatur, die sie gelesen haben und auch den persönlichen Erfahrungen, die sie in einer durch Fraktionskämpfe, Invasionen oder politischen Veränderungen instabil gewordenen Welt gemacht haben.

Anmerkungen

- 1 Han-Han daejajeon hrsg. von Kim, Myeong-Hwan, Seoul: Minjungseorim 1979, S.162, S. 289. Saegugeodaesajeon, hrsg. von Lee, Seung-Nyeong, Seoul: Hanguk Doseochulpansajunganghoe 1999. S. 506f.
Chung, Dong-Oh: Byeolseoweollim (*Byeolseo* Gardens). In: Traditional Landscape Architecture of Korea, hrsg. von Kim, Yeong-Bin, IFLA 1992, S.109-142, S.110
Lee Jae-Keun: Joseonshidae byeolseojeongwon-e gwanhan yeongu. (A Study on the Retreating Villa (Byeol Seo) Garden in Choson Dynasty). (Dissertation, Seonggyungwan University) o.O. 1992, S. 41f.
- 2 Cho, Hein: Yangban as an Upwardly Open Elite Status Group: Historical-Structural Tracking in Comparative Perspective. In: Review of Korean Studies 1 (1998): 147-179, S. 157
- 3 Kawashima, Fujiya: The Way of the Sonbi: Local Yangban and the Korean Intellectual Tradition. In: Korean Culture 10:2 (Summer 1989): 4-14, S.5
Yun, Deok-Jin: Seonbi-ui sam-gwa kangho hanjeong. In: Yeolsang gojeon yeongu (Seonbi's Live and undisturbed Leisure in Nature. In: Yeolsang Classic Studies) Vol.2, 1989: 11-26, S.14f.
- 4 Huntly Grayson, James: Korea: a religious history, Oxford University Press, Oxford 1989 S.141;
Lee, Ki-Baek: A new history of Korea, Seoul 1984, S.163, S.172
Palais, James B.: Confucianism and the Aristocratic/Bureaucratic Balance in Korea. In: *Harvard Journal of Asiatic Studies*, Vol. 44, No. 2 (Dec., 1984): 427-468, S.444
- 5 Jeong, Dong-Oh: Dongyang Jeongwon Munhwasa. Kwangju: Chonnamdaehakkyo (Cultural History of East Asian Gardens, Chonnam National University Press) 1989, S.205
- 6 Zhu Xi (1130-1200) war ein eminenten Philosoph der Südlichen Song-Dynastie, der eine Synthese aus den Werken früherer Gelehrter und eigenen Schriften bildete. Seine Lehre bildete die grundlegende Basis für den koreanischen Neo-Konfuzianismus.
- 7 Yun, Il-I; Jo Seong-Gi: Toegye Yi Hwang-ui jangok byeoncheon-e gwanhan yeongu, Busandaehakkyo Saengsankisulyeonguso nonmunjib, je 59 jib 2000 nyeon 12wol (A Study on Toegye Yi Hwang's change of detached houses, Journal of the Research Institute of Industrial Technology, vol.59, Dec. 2000, Pusan Nat. University) S.75-87, S.79ff.
Yi, Hwang: Gugyeok Toegyeshi, hrsg. von Yi Hyeon-Jae, 2 Bde., Hanguk Jeongshin Munhwa Yeonguwon (Übersetzung der Gedichte Toegyees ins moderne Koreanisch, The Academy of Korean Studies), Seongnam 1990, S.14f.
- 8 Yun, Il-I; Jo, Seong-Gi 2000, S. 82ff; Jeong, Dong-Oh 1989, S.205ff.
- 9 Jeong, Dong-Oh 1989, S.208f; Lee, Ki-baik 1984, S.205f.

- 10 Cheon, Deuk-Yeom: Hanguk-ui myeongwon Soswaewon (The most beautiful garden, Soshewon (sic!)), Seoul 1999, S.166f.
- 11 Jeong, Dong-Oh 1989, S.215ff; Park, Jungwook: Les jardins en extrême-orient et l' esthétique du tao, du qi, du zen, et du kong. Étude comparative. (Dissertation Sorbonne) Paris 1996, S. 182
- 12 Kim, Dong-Hoon, Kim, Yong-Ki, Kim, Du-Gyu: Seoseokjiwon-eui joyeongbaekyeonggwa gonggangguseong gwanhan yeongu. Jeongweon Jokyeonghaghoeji vol.21, No.4 (12.2003) (A study on the Planning Background and the Space Composition of Seoseokjiwon. In: Journal of the Institute of Landscape Architects, vol.21, No.4, Dez. 2003) S.2
- 13 Jeong, Dong-Oh 1989, S. 347ff.
- 14 Jeong, Dong-Oh 1992, S.131
- 15 Jeong, Dong-Oh 1989. S.386ff.
- 16 Bauer, Wolfgang: China und die Hoffnung auf Glück. Paradiese, Utopien, Idealvorstellungen. München 1971, S.61-78
- 17 Bauer 1971, S. 101
- 18 Cheon, Deuk-Yeom 1999, S.64, S.122
- 19 Bauer 1971, S.136f; S.142ff.
- 20 Covell, Jon Carter: Korea's Cultural Roots, Eliyabeth N.J. 1981, S.53; Park, Jungwook 1996, S.184; Jeong Dong-Oh 1989, S.213; Jeong, Dong-Oh: . Hanguk-ui jeongwon (Korean Gardens). Seoul 1986, S. 215
- 21 Bauer 1971, S. 103f.
- 22 Jeong, Dong-Oh: Dongyang jokyeong munhwasa (Kulturgeschichte ostasiatischer Gärten), Kwangju, Chonnam University Press 1996, S.388
- 23 Ching, Julia: Truth and Ideology: The Confucian Way (Tao) and its Transmission (Tao-T'Ung). In: Journal of the History of Ideas, Vol.35, No.3 (Jul.-Sep., 1974) S. 371-388, S.375ff.
- Deuchler, Martina: Die Literaten der Choson-Zeit. In: Korea: die Alten Königreiche. Katalog, Ausstellung in der Kulturstiftung Ruhr Essen, Villa Hügel, in München, Hypo-Kunsthalle, in Zürich im Museum Rietberg. München, 1999, S.65-68, S. 65
- Tucker, Mary Evelyn: Religious Dimensions of Confucianism: Cosmology and Cultivation. In: Philosophy East and West. Vol.48, No.1, (The Religious Dimension of Confucianism in Japan), (Jan., 1998): 5-45, S.8f.
- 24 Cho, Haein: *Yangban* as an Upwardly Open Elite Status Group. In: The Review of Korean Studies I (Sept. 1998) S.147-179, S.159
- 25 Jeong, Dong-Oh 1992, S.119
- 26 Vos, Ken: Symbolism & Simplicity. Korean art from the collection of Won-Kyung Cho. Leiden 1997, S.22
- 27 Cheon, Deuk-Yeom 1999, S.111; Jeong, Dong-Oh 1986, S.213
- 28 Jeong, Dong-Oh 1996, S.387
- 29 Yi, Hwang. 1990, S.13-23
- 30 Jeon, Yeong-II; Park, Yong-Jae: "Toegyee Yi Hwang (1501-1570)-ui 'Kyeong' sasangeul tonghan Dosan Seowon" Dongguk-nonjeong jesamshibgujib jayeongwahakpyeon 2000 (An Understanding on the Spaces of Dosan Seowon through the Gyung Philosophy of Yi Toegyee. In: Dongguk Natural Sciences vol.39, 2000) S. 85-130, S.106

- 31 Häußler, Sonja: Firmness in Adversity and Divine Beauty: The Image of the Chrysanthemum in Kim Si-sup's poems. In: Embracing the Other: The Interaction of Korean and Foreign Cultures. Proceedings of the 1st World Congress of Korean Studies 2002, S.273-283, S.273; Vos 1997, S.24
- 32 Kim, Dong-Hoon; Kim, Yong-Ki; Kim, Du-Gyu 2003 S.1-13, S.4

Zur Geschichte und Theorie der Gartendenkmalpflege

Bis ins erste Drittel des 20. Jahrhunderts waren die Gartenanlagen fast ausschließlich im Besitz von Adeligen oder kirchlichen Einrichtungen. Sie wurden aus privaten Gründen und aus Respekt vor den Gartenarchitekten oder weil die Besitzer den Wert erkannten instand gehalten. Die Gartenanlagen mit den Bauwerken, meist im Stil des Barock, dienten als Ensemble der Repräsentation. Auch in der damaligen Zeit spielte der finanzielle Aspekt schon eine entscheidende Rolle. So wurden z. B. in Großsedlitz (Abb. 1) die Erweiterungsarbeiten um 1732 aus finanziellen Gründen eingestellt, so dass die Gartenanlage bis heute unvollendet blieb. Allerdings wurden Pflege- und Wartungsarbeiten durchgeführt, auch die Schäden, verursacht durch den Siebenjährigen Krieg wurden noch beseitigt, dann aber begann der Verfall, der erst durch August III. gestoppt wurde. 1831 waren Schloss und Park in Staatsbesitz übergegangen, standen aber weiterhin dem König zu Repräsentations- und Wohnzwecken zur Verfügung.



Abb. 1, Sachsen, Heidenau-Großsedlitz, Barockgarten Großsedlitz, Aufnahme 2002

Die mittelalterliche Benediktinerabtei St. Michael in Bamberg übernahm nach der Säkularisation ab 1803 die Bürgerspitalstiftung. Es handelt sich um eine Terrassenanlage: Reuthersberggarten und 6stufiger barocker Terrassengarten (Abb. 2). Die Gartenanlagen wurden von der Stadt zur Pflege bis 1909 an ausgewählte Kunstgärtner verpachtet, danach begann die Verwilderung.



Abb. 2, Bamberg, Terrassengarten, Aufnahme 2003

Ein weiteres Beispiel ist die barocke Gartenanlage von Schloss Augustusburg in Brühl, die unter dem Kölner Kurfürst und Erzbischof Clemens August von Wittelsbach entstand. Das Parterre (Abb. 3) und die Bosketts wurden von Dominique Girard gestaltet. In den 1840er Jahren meinte Peter Joseph Lenné, der zwischen 1842 und etwa 1846 auch für Brühl verantwortlich war, dass angelegte Gärten zu den bildenden Kunstwerken gehören würden und einen Denkmalwert besäßen. Deshalb trat er für die Erhaltung bedeutender Gartenanlagen ein und schlug die Gründung einer entsprechenden Institution vor, dieser Vorstoß wurde aber von offizieller Seite abgelehnt. 1844 wurde die Eisenbahntrasse Köln-Bonn durch den Brühler Park eröffnet. Diese technische Neuheit wie auch der Vorgängerbau der evangelischen Kirche, der zwischen 1886 und 1888 erbaut wurde, wären wohl mit den heutigen Ansichten der Gartendenkmalpflege nicht mehr vereinbar.



Abb. 3, Brühl, Augustusburg, Parterre, Aufnahme 2003

Paul Schultze-Naumburg war Mitgründer des Deutschen Bundes Heimatschutz. In seiner Publikation „Gärten“ sprach er sich für eine formal-architektonische Gestaltung des Gartens und deren Erhaltung aus, denn nur die erhaltenen Reste der alten Gartenanlagen ermöglichen Vorstellung und ein Erleben der ursprünglichen Gartengestaltung.

Der Straßburger Professor für Kunstgeschichte Georg Dehio stellte 1905 fest, dass der Garten - aufgrund seiner Geschichte und nicht wegen seines Kunstcharakters - ein Denkmal sei.

Auf dem „11. Tag für Denkmalpflege“, 1910 in Danzig mit dem Thema „Gartenkunst und Denkmalpflege“, wurde eine Trennung zwischen Naturschutz und Denkmalschutz vorgenommen. Diese Trennung kann mit wenigen Ausnahmen (Terrassengarten St. Michael in Bamberg) bis heute beobachtet werden. Bei Eugen Gradmann geht es um den Schutz, die Pflege und Erhaltung der historischen Gartenanlagen und bei Theodor Goecke um den städtebaulichen Zusammenhang und die geschichtliche Entwicklung der gärtnerischen Anlagen. Sowohl Gradmann als auch Goecke waren sich einig, dass historische Gärten unabhängig von ihrer Größe, ihrer sozialen Bestimmung, ihrer Stilzugehörigkeit eine prinzipielle Denkmalfähigkeit besäßen. Goecke setzte sich auch für die Erstellung

eines „Verzeichnisses der Gartenkunstdenkmäler“ ein.

Während der Denkmalfachtagungen zwischen den beiden Weltkriegen wurde sowohl an die kommunalen Gartenbauämter als auch an die staatlichen Schlösser- und Gartenverwaltungen appelliert, die Zeugnisse der historischen Gartenbaukunst vor zerstörerischen Eingriffen und Modernisierungen zu schützen. Man befürwortete damals die Rückführung der Garten- bzw. Parkanlage in den ersten Anlagenzustand.

Auf der 34. Hauptversammlung der Deutschen Gesellschaft für Gartenkunst, die im Juni 1921 in Bielefeld stattfand, wurde sich mit der „Frage der Erhaltung der zahlreichen Gärten ehemals fürstlichen Besitzes“ beschäftigt. Auf Wunsch der Deutschen Gesellschaft für Gartenkunst und des Bundes Heimatschutz verfasste Carl Heicke die „Richtlinien“, die den zuständigen Behörden in einer Denkschrift überreicht wurden. Es wurde sich gegen eine einseitige und stilreine Wiederherstellung ausgesprochen, denn die Geschichte der Gartenanlage sollte auch nach den Maßnahmen noch ablesbar sein. Sämtliche Maßnahmen sollten dokumentiert werden, um die Maßnahmen später vergleichen und erforschen zu können.

Auf dem 14. Tag für Denkmalpflege, im September 1921 in Münster wurden diese Richtlinien vorgestellt und eine entsprechende gemeinsame Entschließung verabschiedet.

Ab den 1930er Jahren wurden erste Rekonstruktions- und Regenerationsmaßnahmen innerhalb des unvollendeten Barockgartens Großsedlitz durchgeführt.

Während der Herrschaft der Nationalsozialisten wurden Gartendenkmäler in ihren ursprünglichen Zustand zurückversetzt. Als Beispiel ist Brühl zu nennen, denn Georg Wilhelm August Potente bezeichnete es 1935 als Glück, dass „stärkere Eingriffe im landschaftlichen Sinne dieser Anlage erspart geblieben sind“. Nach Potente sind Gartenanlagen nicht nur in ihrem jeweiligen Zustand zu pflegen, sondern der grundlegende, künstlerische Gedanke des Schöpfers sollte unbedingt klar zum Ausdruck kommen. Der Stil der Entstehungszeit sollte erkennbar sein 1938 wurde der Schlosspark unter Landschaftsschutz gestellt¹.

Auch im Barockgarten Großsedlitz wurden zwischen 1930 und 1939 unter Herman Schüttauf Rekonstruktionsmaßnahmen durchgeführt. Während des Tages für Denkmalpflege und Heimatschutz in Dresden (1936) meinte Schüttauf über die Gartendenkmalpflege, dass es keine Kunstgattung gäbe, die in Bezug auf die Qualität und Erhaltung ihrer Werte mit solchen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, wie die Gartenkunst.

Der im Juli 1945 in der sowjetischen Besatzungszone gegründete „Kulturbund zur demokratischen Erneuerung Deutschlands“ spielte bei der Konstituierung der Gartendenkmalpflege im Nachkriegsdeutschland eine entscheidende Rolle, denn nur der Kulturbund bot für Fachleute und Laien einen Rahmen, sich mit Gartendenkmalpflege

gerischen Aspekten zu beschäftigen. Seit 1945 steht der Barockgarten Großsedlitz unter Denkmalschutz. Seit 1952 besaß die Gartendenkmalpflege in der DDR eine gesetzliche Grundlage und konnte bis zur Wiedervereinigung einen hohen Standard halten.

Seit 1955 beteiligten sich in der damaligen DDR Landschaftsplaner und andere externe ehrenamtliche Helfer an der Erfassung von Park- und Gartendenkmälern. Der Aspekt des Naturschutzes spielte bei der Wiederherstellung bzw. Rekonstruktion und Pflege von Gartenanlagen keine Rolle, dafür stand die Anlage selbst und der Schutz der Umgebung der Gartenanlage im Vordergrund.

1967 erklärte der Dresdener Rat den Barockgarten Großsedlitz zu einem Kultur- und Naherholungszentrum; damit waren die zukünftigen Restaurierungsarbeiten gesichert.

In der Bundesrepublik wurde die Problemlösung der Denkmalpflege nach 1945 auf regionaler Ebene und objektbezogen gelöst, dadurch entstanden heterogene Lösungen.

Nach dem Krieg gingen Schloss und Park Augustusburg in den Besitz des Kultusministeriums von Nordrhein-Westfalen über und wurde von dem jeweiligen Bundespräsidenten für Staatsempfänge genutzt; ansonsten standen die Anlagen den Bürgern zur Erholung zur Verfügung. Nach einer Verordnung des Kölner Regierungspräsidenten von 1954 wurde der südliche und östliche an einen Waldpark erinnernde Teil des Schlossparks als Naturschutzgebiet eingetragen.

1962 beschäftigte sich der Deutsche Rat für Landespflege mit „Der Erhaltung und Pflege der deutschen historischen Gärten“. Wie schon 1921 wurde auch jetzt wieder beschlossen, eine Liste historischer Gärten zu erstellen, um die Anlagen so besser schützen zu können. Neue Nutzungen sollten so erfolgen, dass die historischen Elemente und Gestaltungsideen nicht zerstört würden. Neu war der Hinweis auf die Notwendigkeit einer speziellen Ausbildung der Gartenarchitekten und auf die bessere Information der Öffentlichkeit über die Bedeutung historischer Gartenanlagen.

Bis in die 1970er Jahre hinein hatten die umfassenden Instandsetzungs- und Erneuerungsmaßnahmen im Bereich der Gartendenkmalpflege das Ziel, eine „Stilreinheit“ zwischen Gebäude und den umgebenden Grünanlagen zu schaffen. Dabei wurde der Verlust der noch vorhandenen historischen Substanz in Kauf genommen.

Im Rahmen der International Federation of Landscape Architects (IFLA) gründete sich 1968 auf Sardinien ein Komitee, das interdisziplinär auf dem Gebiet der Gartendenkmalpflege zusammenarbeitete. Gleichzeitig begann ein Umdenken in der Bevölkerung und bei den Denkmalpflegern, fortan sollte der Umgebungsschutz mit berücksichtigt werden.

1971 fand das „Erste Kolloquium über historische Gärten in Fontainebleau“ statt, auf dem wurde wie 1962 auf die Notwendigkeit der Erfassung der historischen Gärten und die Aufklärung der Öffentlichkeit über die Bedeutung von Gartenanlagen hingewiesen.

Neu sind die Hinweise auf die verschiedenen Gesetze der einzelnen Länder und deren damit verbundener Umgang mit Gartenanlagen.

Zwischen 1971 und 1975 legten die Gartenarchitekten Benno Solbach und Karl Heinrich Meyer den Jardin Secret in Brühl an, den es bisher in Brühl nie gegeben hatte. Es ist ein Beispiel für die Verwirklichung von Ideen einzelner Gartenarchitekten.

1973 wurde die Gartenanlage in Bamberg in das Bayerische Denkmalschutzgesetz aufgenommen.

1975 wurde im Rahmen des Europäischen Denkmalschutzjahres in der BRD die „Resolution von Schwetzingen“ verabschiedet. Hier wurde im Gegensatz zu 1971 auf die Bedeutung von historischen Gartenanlagen und Grünanlagen als kulturelles Erbe von Europa hingewiesen.

Die gesamte Schlossanlage Brühl, die schon seit 1983 unter Denkmalschutz stand, wurde 1984 in die UNESCO-Liste des Kultur- und Naturerbes der Welt eingetragen.

Um Kriterien zur Erhaltung, Pflege und Erneuerung des Parks aufzustellen, wurde 1985 ein Parkpflegewerk für Augustusburg in Auftrag gegeben. Die Ausführenden und Beteiligten waren: Wuppertaler Garten- und Landschaftsarchitekten Wörner, gartenbaugeschichtlicher Teil Wilfried Hansmann für die Gärtnerei notwendigen Details Anton Breuer und Forstverwaltung.

Parkpflegewerke dokumentieren die Geschichte und den derzeitigen Zustand. Sie sollten für alle Anlagen erstellt werden.

Auf allen Fachveranstaltungen und in allen Stellungnahmen war in den siebziger und achtziger Jahren die einhellige Meinung, dass historische Gartenanlagen historischen Wert besitzen und schützenswert sind. Dies`ist bis heute unbestritten.

Besonders möchte ich an dieser Stelle das Standardwerk von Dieter Hennebo „Gartendenkmalpflege in Deutschland. Geschichte - Probleme - Voraussetzungen“ nennen. In dem Sammelwerk, das von Hennebo herausgegeben wurde, spiegelt sich die gesamte Vielfaltigkeit und Problematik der Gartendenkmalpflege wieder.

Allerdings wird der Umgang mit den historischen Gartenanlagen kontrovers diskutiert: Die einen, wie Birgitt Sigel, Erika Schmidt, Géza Hajos, Kaspar Klaffke, Ulrich Stevens, Peter Stephan und Detlev Karg befürworteten, dass die verschiedenen Maßnahmen der einzelnen Epochen und Jahrhunderten ablesbar sein sollen. Die ständige Pflege ist sehr wichtig. Die Garteninventarisierung (Klaus von Krosigk) und der Natur- (Christa Böhme, Luise Preisler-Holl) und Umgebungsschutz sollten nicht vernachlässigt werden.

Die Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland besitzt seit 1992 eine Arbeitsgruppe Gartendenkmalpflege. Sie erarbeitet die fachlichen Standards

zur Erfassung, zur Bewertung, zum Schutz und zur Pflege der Gartendenkmale. Auch werden Lösungsansätze im Spannungsverhältnis von Naturschutz und Denkmalschutz vorgestellt. Die Arbeitsgruppe bietet ein Forum für die fachliche Diskussion und führt Informationsveranstaltungen durch.

Seit 1992 gehört der Barockgarten Großsedlitz dem Freistaat Sachsen, und die Verwaltung liegt in der Hand der Staatlichen Schlösserverwaltung.

1993 wurde das erste Arbeits- oder Positionspapier über die „Gartendenkmalpflege in den Denkmalämtern“ herausgegeben. Das Papier beinhaltet: Gartendenkmale sind Zeugnisse der Gartenkultur und Landschaftsgestaltung. Sie sind stets, im Gegensatz zu Naturdenkmalen, das Produkt menschlicher Gestaltung, deren Besonderheit das lebende pflanzliche Material ist. Deshalb gehören Gartendenkmale zu den am stärksten gefährdeten Kulturgütern, deren Bewahrung eine fachspezifische Behandlung erfordert.

Seit 1990 wird die Zusammenarbeit zwischen Naturschutz und Gartendenkmalpflege in mehreren Aufsätzen thematisiert und gefordert. Diese Forderung bildet noch immer ein Streitpunkt bei Wiederherstellungen von Gartenanlagen. Die Einsicht, dass für die Erstellung von Parkpflegewerken eine interdisziplinäre Zusammenarbeit erforderlich ist, setzt sich immer mehr durch. 1994 wurde Helmut Wiegel von der Stadt Bamberg mit der Erstellung eines Parkpflegewerks über den Terrassengarten St. Michael beauftragt, das 1996 abgeschlossen wurde. Es bildete die Grundlage für die Restaurierung der Terrassengartenanlagen. Wiegel berücksichtigte sowohl die denkmalpflegerischen als auch die naturschützerischen Wünsche.

Die Einrichtung der Arbeitsgruppe Gartendenkmalpflege 1993 in der Kultusministerkonferenz zeigt den gestiegenen Stellenwert der Gartenkunstdenkmäler.

Für Helmut-Eberhard Paulus (2003) scheint die rekonstruierende Maßnahme eine angemessene denkmalpflegerische Maßnahme zu sein, dieser Ansicht kann eigentlich nicht zugestimmt werden, weil so ein falscher Eindruck entstehen würde.

Bei der Valentinstagung der Stiftung Thüringer Schlösser und Gärten am 15. Februar 2002 auf Schloss Heidecksburg in Rudolstadt wurde über Rekonstruktionen in historischen Gärten diskutiert. Vorgetäuschte Rekonstruktionen / Neugestaltung, also quellenmäßig nicht nachvollziehbare historisierende Gestaltungen, sollten vermieden werden. Wenn sie durchgeführt wird, muss der primäre Ausgangspunkt und Maßstab jeder Veränderung immer der überkommene Bestand des Gartens sein.

Seit einiger Zeit ist ein gesteigertes Interesse an Gärten und Parks im regionalen Umfeld zu erkennen. Die historischen Gartenanlagen sind touristische Anziehungspunkte und werten die Region auf. Dieser Wirtschaftsfaktor fördert die Erhaltung und Pflege der Anlage, führt aber auch häufig zu Rekonstruktionen teilweise oder gänzlich aufgelassener Anlagen, die dann weniger informierten Besuchern ein falsches Zeitbild vermitteln.

Diese Meinung vertritt auch Viola Krug-Gbur. Die Gartenanlagen bieten dem Besucher Erholung in gepflegter Umgebung und Erleben und Erkennen der geschichtlichen Spuren. In ihrem Beitrag werden die unterschiedlichsten regionalen Gartenveranstaltungen und -netzwerke vorgestellt.

Abschließend kann man feststellen, dass in der Gartendenkmalpflege viel erreicht worden ist, aber auch noch viel zu tun bleibt. Ein bundesweites einheitliches Gesetzeswerk zum Umgang mit Gartendenkmälern auf der Grundlage der „Charta von Florenz. Charta der historischen Gärten“ (1981) wäre wünschenswert. Die Integration des Natur- und Umweltschutzes in die Planungen der Denkmalpfleger muss noch verbessert werden.

Anmerkungen

- 1 Wörner, Gustav und Rose: Park des Schlosses Augustusburg in Brühl, Parkpflegewerk, Grundsätze und Vorschläge zur Erhaltung, partiellen Wiederherstellung und Pflege des bedeutenden Kulturdenkmals und Gesamtkunstwerkes, im Auftrag des Landes Nordrhein-Westfalen, vertreten durch den Regierungspräsidenten Köln und die Schlossverwaltung Brühl, als Manuskript vervielfältigt, Wuppertal 1992, S. 12.

Entwicklungstendenzen in der Gartendenkmalpflege am Beispiel der Tätigkeiten des Landschaftsarchitekturbüros Wörner

Gartendenkmalpflege hat lange Zeit ein Dasein als „Orchideenfach“ gefristet, für das bis in die 1970er Jahre hinein sogar jegliche fachliche Bezeichnung fehlte. An der Entwicklung und späteren Etablierung der von Vertretern staatlicher Institutionen dominierten Disziplin haben auch einzelne freiberuflich tätige Berufskolleginnen und -kollegen ihren Anteil, darunter die Wuppertaler Landschaftsarchitekten Rose und Gustav Wörner (†1997), die von 1962 bis 1996 ein Planungsbüro führten. Mit ihrem Engagement für das gartenkulturelle Erbe leisteten bzw. leisten die Büroinhaber einen Beitrag zur Professionalisierung des gartendenkmalpflegerischen Arbeitsfeldes.

Die Untersuchung des Beitrags der Freiberufler an der Entwicklung der bundesrepublikanischen Gartendenkmalpflege ist eines der Ziele, denen im Rahmen eines an der Leibniz Universität Hannover angesiedelten Vorhabens nachgegangen wird.¹ Genauso viel versprechend wie unüblich erschien der Projektansatz, die Entwicklung von Arbeitsfeldern aus dem Planungsalltag freischaffender Büros heraus zu untersuchen, da der Betrachtungswinkel nicht zuletzt den Einbezug bestimmter Aspekte des Bürogeschehens, darunter dessen Organisation, den Bereich der Akquise als wirtschaftliche Existenzgrundlage sowie die von den Eigentümern angeeigneten Tätigkeitsfelder, ermöglicht. Als eine wesentliche Datengrundlage stehen die Aktenbestände und Plandokumente des Landschaftsarchitekturbüros Wörner zur Verfügung, die in weiten Teilen dem Zentrum für Gartenkunst und Landschaftsarchitektur (CGL) der Leibniz Universität Hannover übergeben wurden.

Zur Bürogeschichte

Am 1. April 1962 übernimmt Rose Metze², spätere Wörner, das Planungsbüro einer Kommilitonin im Wuppertaler Stadtteil Elberfeld. Nach erfolgreicher Existenzgründung und bereits praktizierter Zusammenarbeit bei der Bearbeitung von Wettbewerben steigt ihr späterer Ehemann Gustav Wörner³ genau ein Jahr später in den Bürobetrieb ein. Im Verlaufe der Büroentwicklung ergeben sich unterschiedliche thematische Ausrichtungen. In der Anfangsphase wird der Beteiligung an Wettbewerben eine große Bedeutung beigemessen. Daraus entwickeln sich schwerpunktartig objektplanerische Tätigkeitsfelder.

Seit Mitte der 1960er Jahre bearbeitet das Büro Projekte, die dem heutigen Gebiet der Gartendenkmalpflege zuzuordnen sind; ab Mitte der 1970er wird dieses Arbeitsfeld in zunehmendem Maße erschlossen und avanciert letztlich in den '80er Jahren zum Büroschwerpunkt.

Rose und Gustav Wörner haben an unzähligen Preisgerichten teilgenommen und waren als Beiräte, u.a. als Regionalbeauftragte im Arbeitskreis Historische Gärten⁴

der Deutschen Gesellschaft für Gartenkunst und Landschaftskultur (DGGL) sowie im Rheinischen Verein für Denkmalpflege und Landschaftsschutz, aktiv. Darüber hinaus verband die Büroinhaber ein ausgeprägtes privates Interesse an kunsthistorischen Fragestellungen.

Am 1. April 1996 übergeben Rose und Gustav Wörner ihr Büro an einen langjährigen Mitarbeiter.

Zur Entwicklung der Tätigkeitsfelder

Seit seiner Gründung 1962 beteiligen sich die Inhaber des Büros Wörner überaus erfolgreich an Wettbewerben und beeinflussen hierdurch die weitere Büroentwicklung entscheidend mit. Der Anteil an ersten Preisen beläuft sich nach Auswertung der vorgefundenen Beiträge auf einen Prozentsatz von 42, und insgesamt 86% der Wettbewerbsabgaben wurden mit 1. bis 3. Preisen bzw. Ankäufen oder direkten Honorierungen ausgezeichnet, sodass bei lediglich 14% der Beteiligungen ein Preisgeld ausblieb. Diese bemerkenswerte Erfolgsquote muss allerdings unter den Aspekten des damaligen Stellenwerts von Wettbewerbsverfahren und den damaligen Bearbeiterzahlen relativiert werden.⁵

Durch die erzielten Wettbewerbsanerkennungen haben sich Schwerpunkte bei denjenigen Themengebieten ergeben, bei denen das Büro besondere Erfolge vorzuweisen hatte. So eigneten sich die Büroinhaber Bereiche wie Schulanlagen- und Friedhofsplanungen sowie städtebauliche Planungen in besonderem Maße an, darunter auch umfangreiche Wohnsiedlungsprojekte.

Auch auf die Büroklientel hatten Wettbewerbsteilnahmen entscheidenden Einfluss. Einerseits konnten sich hierdurch so genannte regionale Wirkungskreise entwickeln, da nach Wettbewerbsgewinnen neben der Ausführungsplanung des eigentlichen Projekts meist weitere Aufträge – unabhängig des bearbeiteten Planungsfeldes – folgten. Auf der anderen Seite hatte das Wettbewerbsverfahren selbst auch eine gewisse Öffentlichkeitswirkung, denn nach einem zu Gunsten des Büros entschiedenen Wettbewerb wurden die Inhaber sowohl von derselben Gemeinde als auch in Nachbargemeinden häufig mit Projekten gleicher Planungskategorie betraut: Im Sinne dieses so genannten Kompetenzfeldes zog beispielsweise ein gewonnener Friedhofswettbewerb Beauftragungen mit weiteren Friedhofsprojekten nach sich. Planungskompetenz wird demnach sowohl über die spezielle Aufgabenstellung als auch über die allgemeine Fähigkeit zur Bearbeitung objektplanerischer Aufträge definiert.

Im Fall Wörner hatte sich das Büro – nicht zu letzt durch die erzielte Außenwirkung im Zuge der Wettbewerbsbeteiligungen – mit seinen objektplanerischen Aktivitäten in weiten Teilen des Rheinlands, des Ruhrgebiets und des Münsterlandes bereits nach kurzer Zeit einen Namen gemacht. Entsprechend führte die Bearbeitung von Objektplanungen bis Ende der 1970er Jahre das Bürogeschehen an, jenem Zeitpunkt, zu dem sich das

Büro kontinuierlich das Arbeitsfeld der Gartendenkmalpflege zu erschließen begann.

Gartendenkmalpflege als freiberufliches Arbeitsfeld

Während ihrer Bürokarriere bearbeiteten die Landschaftsarchitekten Wörner insgesamt 44, darunter zumeist mehrjährige Denkmalgutachten in der Nordhälfte der Bundesrepublik Deutschland einschließlich Berlin. Darin sind 17 umfassende Expertisen im Sinne eines „Parkpflegewerks“⁶ inbegriffen. Das nachfolgend anhand dreier Fallbeispiele vorgestellte gartendenkmalpflegerische Arbeitsfeld schien sich zunächst eher unbewusst zu erschließen. Neben Objektplanungen mit historischem Bezug führte auch hier nicht zuletzt die Beteiligung an Wettbewerben zu einem nur in Ansätzen existierenden und als staatlich dominierte Disziplin verstandenen Tätigkeitsbereich, der seinerzeit überhaupt nicht von Freiberuflern besetzt war.

Der Schlosspark Nordkirchen [Abb. 1]

Nicht die Gartendenkmalpflege, sondern vielmehr die frühe Entwicklung eines professionellen touristischen Vermarktungskonzepts gab letztlich den Auslöser für die gartenhistorische Bearbeitung Nordkirchens. Im Rahmen eines ausgelobten Wettbewerbs befasste sich das Büro Wörner im Jahre 1974 mit der barocken Schlossanlage im Münsterland,

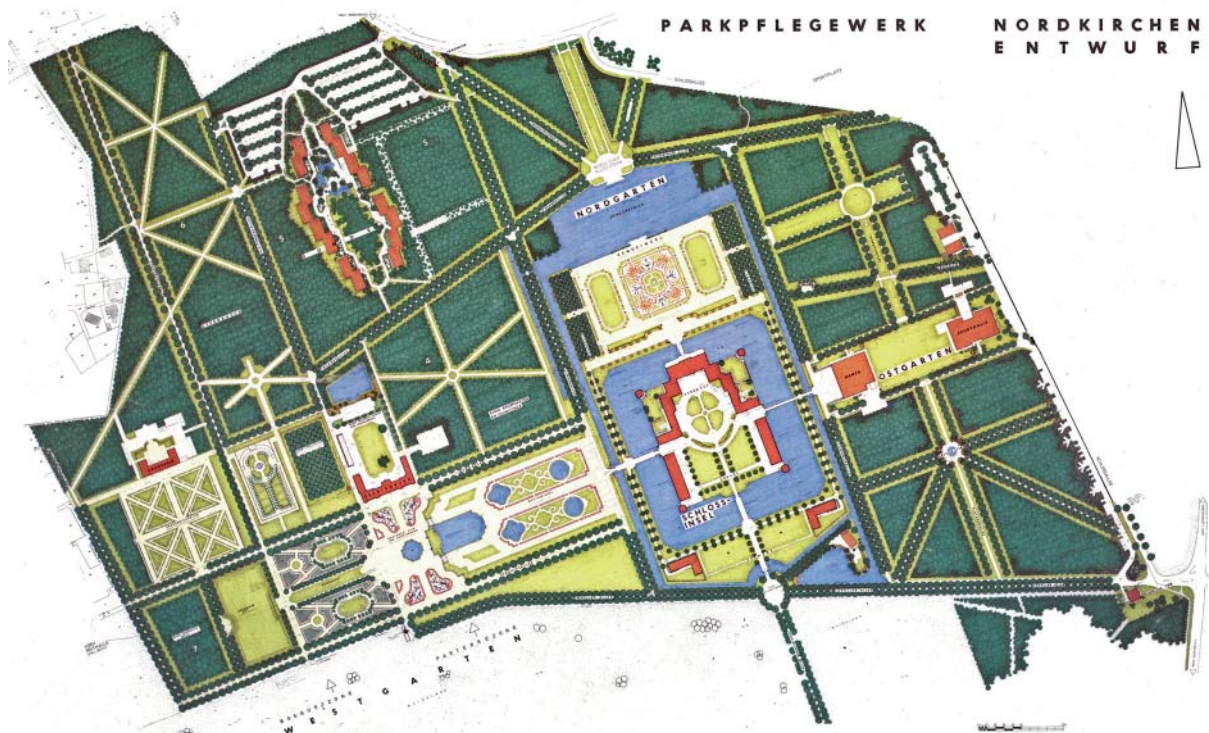


Abb. 1, Nordkirchen, Parkpflegewerk Nordkirchen, Gesamtentwurf G.+R. Wörner, Zeichnung A. Röthig, Nov. 1981, s. Anmerkung 9, S.139

einer Anlage, die auch als das „münsterische Versailles“⁷ bzw. als „Westfälisches Versailles“⁸ bezeichnet wird. Für den Landschaftsraum zwischen den benachbarten Schlössern Nordkirchen und Westerwinkel sollten durch ein Entwicklungskonzept die drei Aspekte Freizeit, Erholung und Bildung miteinander verbunden werden. Die

Landschaftsarchitekten Wörner leisteten dem Wettbewerbsaufruf Folge und befassten sich intensiv mit der Geschichte des Ortes, wesentlich mit dem von Schloss Nordkirchen in die Landschaft ausstrahlenden Achsensystem. In ihrer Darstellung sahen sie die Vermittlung der Geschichte, nicht zuletzt die der Gartenkunst, als Bildungsauftrag an und konnten nicht zuletzt aufgrund dieser Schwerpunktsetzung den Wettbewerb für sich entscheiden. Die Umsetzung dieses Konzepts „Schlossfreizeit Nordkirchen – Westerwinkel“ erfolgte zwar nur in Teilbereichen, doch seither wurde das Büro an den zukünftigen Entwicklungen des Schlossparks Nordkirchen beteiligt.

Bei der Zusammenkunft des Arbeitskreises Historische Gärten am 18. Juni 1976 in Nordkirchen, zu der Rose und Gustav Wörner als Gäste eingeladen wurden, regte dieser die Anfertigung eines umfassenden Parkpflegewerks für die Barockanlage auf Grundlage der bisherigen Wörnerschen Planungen an. Bis zur Entscheidung, den Auftrag für die Bearbeitung der Expertise an eine Arbeitsgemeinschaft aus Hochschulexperten, namentlich Prof. Dr. Dieter Hennebo und Dr. Alfred Hoffmann, und mit Rose und Gustav Wörner zum ersten Mal auch Freiberuflern als Fachleuten vor Ort zu vergeben, vergingen weitere drei Jahre. Das Parkpflegewerk Nordkirchen⁹ wurde als Pilotprojekt eingestuft, da hiermit erstmalig die Methodik umfassend praktiziert wurde. Das zum Jahreswechsel 1981/82 vorgelegte und später als „Meilenstein“¹⁰ bewertete Gutachten wurde mit einer Auflage von 300 Exemplaren publiziert und somit einer breiteren Fachwelt zugänglich gemacht.

Bei der Erarbeitung des Gutachtens wandte die Arbeitsgruppe für die Gehölzbestandsaufnahmen Kartiermethoden an, die aus dem Bereich der Forstplanung abgeleitet und bereits von einzelnen Berufskollegen wie Christian Bauer, Walter Schwenecke oder Hubert Wertz praktiziert wurden. Für die Erarbeitung des Parkpflegewerks wurden u.a. Musterexemplare der frühen Parkpflegewerke Rastatt (1978) und Favorite (1979) erbeten, da man ihnen „Modellcharakter“ attestierte. Die schematisierte Darstellung der Alleenbestände wurde beispielsweise von dem Gutachten für den Schlosspark Favorite abgeleitet und weiterentwickelt.

Obwohl das Parkpflegewerk Nordkirchen in der Fachwelt hoch gelobt wurde, konnte der Maßnahmenkatalog bis heute nur in Teilen realisiert werden. Anstelle der zunächst empfohlenen Instandsetzung des Westparterres wurde das sich in der Hauptachse des Schlosses erstreckende Nordparterre, auch Venusinsel genannt, nebst umgebender Wallanlagen nach den Plänen von Achille Duchêne ab 1988 wiederhergestellt, weil sich dieser Gartenteil im unmittelbaren repräsentativen Schlossumfeld befindet. Dagegen fristet das rund 600 Meter lange Westparterre selbst 25 Jahre nach der Vorlage des Gutachtens weiterhin ein Dornröschendasein, und es scheint fraglich, ob die Empfehlungen des Parkpflegewerks überhaupt noch Berücksichtigung finden. In den letzten Jahren wird Kritik an der darin empfohlenen Wiederherstellung des Parterres in

ihren Grundzügen nach Johann Conrad Schlaun geäußert. Neben der Beibehaltung der Schlaunschen Topographie wird stattdessen die neobarocke und nie in Gänze verwirklichte Ausstaffierung des Parterres nach Duchêneschen Plänen befürwortet.

Die Kleveschen Gartenanlagen [Abb. 2]

Das am Niederrhein gelegene Städtchen Kleve wurde mit einem beachtlichen gartenkulturellen Schatz ausgestattet. Im Jahre 1977 bescheinigten Dieter Hennebo und Alfred Hoffmann in einer gutachterlichen Stellungnahme der Stadt Kleve, dass es sich bei dem dortigen Gartenensemble lange Zeit um „eine Sehenswürdigkeit europäischen Ranges“¹¹ gehandelt habe und forderten einhergehend, die erhaltene Substanz zu schützen und die historischen Objekte und Strukturen wiederherzustellen. Auch die Mitglieder des Arbeitskreises Historische Gärten machten sich ein Bild von der Situation, als sie sich im Juni 1979 dort einfanden, um auf die Bedeutung der frühbarocken Anlage aufmerksam zu machen.



Abb. 2, Kleve, Klevesches Gartenensemble, Blick über die östliche Insel des Prinz-Moritz-Kanals auf das Amphitheater, Aufnahme 2004

Der Etat für ein umfassendes Denkmalgutachten im Sinne eines Parkpflegewerkes hätte den finanziellen Rahmen der zuständigen Planungsträger überspannt. So wurden mit dem Projekt über Jahrzehnte hinweg Rose und Gustav Wörner betraut, die dem Rat der Stadt Kleve zum einen als Denkmalexperten von Prof. Hennebo und dem Landeskonservator Rheinland empfohlen wurden, zum anderen den Ratsherren bereits durch die Planungen zum Kleveschen Hauptfriedhof im Jahre 1977 bekannt waren.

Das Büro Wörner erarbeitete Konzeptionen, mit denen das von Moritz von Nassau-Siegen (1604-1679) in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts angelegte und in

späteren Jahrhunderten vielfach überzeichnete und erweiterte Gartenensemble sukzessive wiederhergestellt werden konnte.¹² Obwohl für die Kleveschen Gärten nie ein umfassendes Gutachten im Sinne eines Parkpflegewerks beauftragt und als solches angefertigt wurde, handelten die Büroinhaber bei ihrer Wiederherstellung akribisch die sonst in Parkpflegewerken anzuführenden Einzelschritte ab. Ihre konsequente Vorgehensweise ließ selbst namhafte Denkmalexperten zu der Annahme kommen, dass die Wiedergewinnung des Kleveschen Gartenerbes auf der Existenz eines Parkpflegewerks beruht.¹³

Anhand der Planungen in Kleve lässt sich eindrucksvoll nachvollziehen, wie das in den Köpfen der Planer gereifte Konzept nach und nach den politischen Gremien vermittelt wurde und welche Proteste die anschließende öffentliche Bekanntgabe der – nicht zuletzt auch mit einschneidenden und zuweilen schwer verständlichen Eingriffen verbundenen – „Wörner-Pläne“ in der Bevölkerung, respektive in den Medien, hervorrief. Die Landschaftsarchitekten ließen sich jedoch von solchen Zwischenrufen nicht beirren, sondern hielten an ihrem Gesamtkonzept fest. Bis heute gehen die dortigen gartendenkmalpflegerischen Maßnahmen mit dem Büronamen Wörner einher – allerdings mit einer deutlich positiveren Wertschätzung –, und es scheint fraglich, ob es der Stadtverwaltung ohne den Rückhalt externer Fachleute gelungen wäre, gegen den politischen Gegenwind das dortige Gartenensemble wieder erlebbar zu machen, zumal der Bearbeitungszeitraum gleich mehrere Legislaturperioden in Anspruch nahm.

Der Große Tiergarten Berlin [Abb. 3]



Abb. 3, Berlin, Großer Tiergarten, Luisendenkmal auf der Luiseninsel, Entwurf P.J. Lenné 1835/36, Instandsetzung 1986/87, Aufnahme 2008

Am 29. Juni 1994 übergeben Rose und Gustav Wörner dem Berliner Senator für Stadtentwicklung und Umweltschutz das Parkpflegewerk für den Großen Tiergarten, der mit einer heutigen Gesamtgröße von 210 Hektar größten und wohl auch eindrucksvollsten Parkanlage Berlins.¹⁴

Mit dem siebenbändigen Gutachten werden Geschichte und Bestand des nahezu 500-jährigen, vielfach überzeichneten, zerstörten und wieder aufgebauten Gartendenkmals dokumentiert und bewertet, werden Vorschläge zur Erhaltung, partiellen Wiederherstellung und Pflege des historischen Parks unterbreitet. Auf 251 Einzelplänen wird das Entwicklungskonzept zusätzlich erläutert. Zur fachlichen Begleitung und zur Abstimmung des Denkmalkonzepts wurde auf Anregung der Büroinhaber Wörner in Anstimmung mit dem Landeskonservator Berlin der so genannte Tiergarten-Beirat eingerichtet.

Ging man bei Aufnahme der Arbeiten im Jahre 1984 noch von einem vierjährigen Bearbeitungszeitraum aus, so benötigte das Büro letztendlich für die Aufstellung des Gutachtens einen Zeitraum von 10 Jahren. Für die Verzögerungen können verschiedene Gründe geltend gemacht werden, die einen kontinuierlichen Arbeitsablauf konterkarierten, und nicht zuletzt die politische Wende trug zur Verschiebung des Projektabschlusses bei. An den vertraglich ausgehandelten Arbeits- und Personalkosten wurde trotz aller Unvorhersehbarkeiten mit Ausnahme der Erstattung zusätzlich anfallender Spesen jedenfalls weitest gehend festgehalten.¹⁵

Im Vorfeld der 750-Jahrfeier Berlins im Jahre 1987 und der zwei Jahre später stattgefundenen Feierlichkeiten zum 200. Geburtstag Peter Joseph Lennés konnten bereits bedeutende Alleenachsen revitalisiert werden, was wiederum zusätzliche Bürokapazitäten für die jeweilige Ausführungsplanung und die übertragene Oberbauleitung beanspruchte. In den Jahren 1986/87 konnten beispielsweise die Große Sternallee sowie die Fasanerieallee erneuert werden. Neben den für die Parkstruktur bedeutenden Alleeachsen wurden auch Einzelpartien instand gesetzt, so beispielsweise die im Jahr 1835/36 durch Lenné gestaltete Luiseninsel und der korrespondierende Bereich um das Denkmal Friedrich Wilhelm III. im gleichen Zeitraum.

Die politische Wende sorgte schließlich für weitere Verzögerungen bei der Fertigstellung des Parkpflegewerks. Nach dem unter Einbezug von Nutzungs- und Naturschutzaspekten aufgestellten Entwicklungskonzept sollten u.a. die Grünanlagen des östlichen Tiergartenareals zunehmend extensiviert zu so genannten Langgraswiesen ausgebildet werden.¹⁶ Mit dem Mauerfall wurden jedoch insbesondere die bis dahin für schutzwürdig erachteten Flächen durch die Bevölkerung der östlich gelegenen Berliner Stadtteile einem enormen Nutzungsdruck ausgesetzt, was die Abstimmung des Pflegekonzepts auf die unvorhersehbare neue Nutzungssituation erzwang. Um die vergangene Jahrtausendwende musste man sich schließlich mit weiteren Herausforderungen in Form pseudopolitischer Massenveranstaltungen auseinandersetzen.¹⁷

Langfristig gesehen scheint sich das erarbeitete Entwicklungskonzept jedoch auszuzahlen. Denn für die Berliner Senatsverwaltung erwies sich die Beauftragung des Landschaftsarchitekturbüros Wörner laut dem Berliner Gartenbaudirektor Herrn Dr. von Krosigk „schon weit vor der Wende als ein besonderer Glücksfall“, war man doch „gleich nach dem Fall der Mauer in der Lage, [...] auf die enormen städtebaulichen Anforderungen [...] konzeptionell und in der praktischen Umsetzung besonders gut und effizient zu reagieren“. Die bis 1991 vollständig instand gesetzte Friedensallee (heute Simsonweg) und die Wiederaufpflanzung am östlichen Rand des Tiergartens entlang der Ebertstraße seien hierfür „beste Beispiele“¹⁸, konnten doch behördliche Planungskompetenzen mit den von unabhängigen Freiberuflern erstellten denkmalpflegerischen Zielvorstellungen eine höchst effiziente Symbiose eingehen, die sich auch bei weiteren Projekten auf dem Berliner Stadtgebiet bewährte.¹⁹

Am 28. Dezember 1996 wurde Rose und Gustav Wörner die Ferdinand-von-Quast-Medaille für ihre besonderen Verdienste für die Berliner Gartendenkmale überreicht. In der Laudatio des Senators für Stadtentwicklung, Umweltschutz und Technologie heißt es, „Rose und Gustav Wörner [...] trugen entscheidend dazu bei, das Thema Gartendenkmalpflege in Deutschland zu entwickeln und zu fördern. Ihrem hohen persönlichen Einsatz ist die Erhaltung und Pflege zahlreicher historischer Gärten [...] zu verdanken. [...] Die Auszeichnung gilt einem dem historischen Grün und der Gartendenkmalpflege gewidmeten Lebenswerk wie auch den beispielhaften und einzigartigen Leistungen für die Stadt Berlin.“²⁰

Einschätzung der Büroleistung im Hinblick auf die Gartendenkmalpflege

Mit ihren frühen Aktivitäten im Bereich Gartendenkmalpflege haben die Landschaftsarchitekten Wörner ein Arbeitsfeld besetzt, welches bis dato nicht von freiberuflich tätigen Disziplinenvertretern angeeignet worden war. Ihre Pionierarbeit sollte es späteren Generationen erleichtern, sich diesem Thema anzunehmen. Insofern haben die Büroinhaber einen wichtigen Beitrag zur Entwicklung der Profession geleistet.

Besonders im Hinblick auf die Methode des Parkpfliegerwerks wird den Büroinhabern eine wichtige Bedeutung zuteil, gilt dieses mit einem erheblichen Arbeitsvolumen einhergehende Handlungsschema vielfach als etablierter Standard zur gartendenkmalpflegerischen Bearbeitung historischer Gartenanlagen. An dessen Beschreibung, Anwendung und Fortentwicklung beteiligten sich die Ingenieure und schafften hiermit eine wichtige Voraussetzung für einen freiberuflich tätigen Bearbeiterkreis, nicht zuletzt durch zahlreiche Veröffentlichungen, Vorträge und Führungen zur Methodenpraxis an den Beispielen der von ihnen bearbeiteten Gartendenkmalprojekte. Wahrscheinlich ist die Öffnung der bislang staatlich dominierten Gartendenkmalpflege zu Gunsten des Berufsstandes der Freiberufler in besonderem Maße dem Einsatz dieser Methode zu verdanken.

Zu hinterfragen wären die engen Interdependenzen von Wissenschaftlern, Behördenvertretern und Freiberuflern in Arbeitskreisen, die zwar einerseits einen weit reichenden Erkenntnis- und Meinungsaustausch bedingten, jedoch andererseits Berührungsebenen beim Einsatz für das jeweilige Gartendenkmal – zwar meist auf ideeller, aber auch auf existenzieller Ebene – erkennen lassen. Auf der anderen Seite sind die umfassenden Fragestellungen dieser ausdrücklich hoheitlichen Domäne mit mehrjährigen Bearbeitungszeiträumen von bis zu zehn Jahren von Seiten der Behördenvertreter längst nicht mehr leistbar, und so folgt die Beauftragung von Freiberuflern als logische Konsequenz zur Anfertigung derartiger Expertisen. Die enge Überschaubarkeit des potentiellen freiberuflichen Bearbeiterfeldes führte in solchen Gremien schließlich zur Absteckung der regionalen Zuständigkeiten unter den beteiligten Freiberuflern. Dass sich die Freiberufler allerdings auch Renommées außerhalb der Arbeitskreise erarbeiteten, soll an dieser Stelle nicht unerwähnt bleiben.

Neben dem Erfahrungsaustausch in Fachgremien konsultierten die Büroinhaber Wörner bei der Bearbeitung ihrer Denkmalprojekte stets Experten vor Ort und waren fortlaufend um breite Abstimmung in Beiräten und sonstigen Gremien bedacht, da sie sich trotz langfristiger Bearbeitungszeiträume und chronisch geschmälerter Gewinnaussichten ihrer gartenkulturhistorischen Verantwortung bewusst zeigten.

Zur Entwicklung von Arbeitsfeldern in der freiberuflichen Praxis

Die Aneignung von Arbeitsfeldern ist nur begrenzt steuerbar und erfolgt zumeist über einfache Marktmechanismen, wie Qualifikation, Außenwirkung, Empfehlungen oder den Bürostandort. Hinzu kommen persönliche Interessen von Seiten der Büroinhaber.

Strategien mögen im Nachhinein schlüssig erscheinen, sind im Büroalltag jedoch kaum absehbar, weil nicht planbar. Der Bereich der noch jungen gartendenkmalpflegerischen Disziplin erschloss sich analog dem objektplanerischen Arbeitsfeld, wobei bereits bestehenden Geschäftsbeziehungen vermutlich eine größere Bedeutung beizumessen ist. Zusätzlich hat hier ein nachdrücklicher Einfluss durch Empfehlungen bzw. der Büroname als Empfehlung an sich meist zu direkten Auftragsvergaben geführt, wodurch die Aneignung dieses vom freien Markt weitestgehend abgekoppelten Tätigkeitsfelds vielmehr auf Eigeninitiativen, Milieuzugehörigkeiten und wesentlich auf Resonanzen beruhte.

Die Beteiligung an Denkmalprojekten ist bereits mit einem gewissen Prestigefaktor verbunden, der im Bereich der objektplanerischen Fragestellungen allenfalls durch Wettbewerbserfolge für ein Büro verbucht werden kann. Im Gegensatz zur Behauptung gegenüber den Mitbewerbern im Sinne einer etablierten Wettbewerbskultur rückt in der Gartendenkmalpflege die Begrenztheit des potenziellen Bearbeiterfeldes in den Vordergrund. Vielleicht ist dies – abgesehen davon, dass offenbar die Komplexität üblicher

gartendenkmalpflegerischer Herangehensweisen für derartige Verfahren unangemessen zu sein scheint – auch mit ein Grund dafür, weshalb in der Gartendenkmalpflege die Auslobung von Wettbewerben, sei es zu Rahmenkonzeptionen oder zu Detaillösungen, vermieden wird.

Der hohe Bekanntheitsgrad der Landschaftsarchitekten Wörner unter Fachleuten geht in erster Linie mit dem gartendenkmalpflegerischen Büroverdienst einher. Die Inhaber agierten hier bundesweit und wurden bald selbst als Experten anerkannt. Dagegen blieben die Büroinhaber bei der Ausarbeitung und Umsetzung der Denkmalkonzepte der Bevölkerung – bis auf Ausnahmefälle breiter öffentlicher und anfänglich auch negativ behafteter Diskussionen, mit denen der Büroname unmittelbar in Verbindung gebracht wird – weitestgehend unbekannt, rückten doch die Verfasser mit ihren denkmalpflegerischen Absichten zu Gunsten der sich für die historischen Gestaltungsabsichten verantwortlich zeigenden Gartenkünstler wie Schlaun, Pigage, Girard, Lenné, Weyhe oder auch Duchêne in den Hintergrund.

Anmerkungen

- 1 Zu der vorgestellten Thematik ist am Institut für Landschaftsarchitektur (ILA) der Leibniz Universität Hannover derzeit ein von der DFG gefördertes Forschungsprojekt „Zur Entwicklung der Gartendenkmalpflege als Aufgabengebiet freischaffender Landschaftsarchitekten in der BRD“ angesiedelt, das von Prof. Dr. Joachim Wolschke-Bulmahn geleitet wird.
- 2 Nach Abschluss ihres Landespflegestudiums in Hannover arbeitet die in Magdeburg geborene, gelernte Gärtnerin zunächst in einem Dortmunder Landschaftsarchitekturbüro und kehrt anschließend an die Universität Hannover zurück, wo sie als wissenschaftliche Assistentin tätig ist.
- 3 Der in Wiesbaden aufgewachsene ausgebildete Gärtner entscheidet sich nach praktischer Tätigkeit für ein Studium in Geisenheim, das er als Gartenbautechniker beendet. Bei seiner anschließenden Tätigkeit im Dortmunder Büro Goebel lernt er seine spätere Ehefrau kennen und nimmt im weiteren Verlauf ein dreisemestriges Gaststudium der Landespflege in Hannover auf, um hiernach im Hinblick auf die beabsichtigte Bürogründung wieder in das Dortmunder Büro zurückzukehren.
- 4 Der im Jahre 1963 innerhalb der Deutschen Gesellschaft für Gartenkunst und Landschaftskultur (DGGL) gegründete Arbeitskreis Historische Gärten setzt sich überwiegend aus Vertretern der universitären, behördlichen und freiberuflichen Gartendenkmalpraxis zusammen und gilt bundesweit als maßgebliches Gremium für gartendenkmalpflegerische Fragestellungen.
- 5 Bei den insgesamt 43 erfassbaren Wettbewerbsverfahren, an denen sich die Landschaftsarchitekten Wörner beteiligten, liegt die Gesamtzahl der eingereichten Beiträge bei durchschnittlich 21 und schwankt zwischen 3 und 65.
- 6 siehe zu Parkpflegewerken in der Zeit des Büros Wörner u.a. Leitlinien zur Erstellung von Parkpflegewerken: Textreihe der Deutschen Gesellschaft für Gartenkunst und Landschaftspflege (DGGL), Heft 4, Berlin, 1990. An der Arbeitsgruppe, die sich mit der Ausarbeitung von Mindestanforderungen für die Erstellung von Parkpflegewerken befasste, nahm auch Gustav Wörner teil.

- 7 Dehio, Georg: Handbuch der Historischen Stätten Deutschlands. NRW. Dritter Band, Stuttgart, 1970. S.570
- 8 siehe hierzu u.a. Jung, Rudi: Schloss Nordkirchen. Das „westfälische Versailles“. Geschichte, Kunstschatze, Pläne. 2. Aufl., Lüdinghausen, 1981.
- 9 Hennebo, Dieter; Hoffmann, Alfred; Wörner, Gustav & Rose: Parkpflegewerk für den Park des Schlosses Nordkirchen. Hg. von Finanzminister des Landes NRW, Münster, 1981. 388S.
- 10 Goecke, Michael: Zur Erstellung von Parkpflegewerken. In: Garten & Landschaft, 101.1991, H6 (Sonderheft Gartendenkmalpflege), S.10
- 11 Hennebo, Dieter; Hoffmann, Alfred: Historische und aktuelle Bedeutung der klevischen Gartenanlagen des Fürsten Johann Moritz von Nassau-Siegen. Gutachten im Auftrage des Landeskonservators Rheinland, 1976. Hrsg. Stadt Kleve. Kleve 1977. 40S., S.31
- 12 Wörner, Rose & Gustav,: Der „Neue Tiergarten“ und das „Amphitheater“ in Kleve. Planungsvorschläge zur Erhaltung, Regenerierung und Neugestaltung der Parkanlagen. Im Auftrag der Stadt Kleve. Hrsg. von Stadt Kleve, Kleve 1979, 80S.; Wörner, Rose & Gustav: Die Erhaltung und Wiederherstellung der historischen Parkanlagen des „Neuen Tiergartens“ und des „Amphitheaters“ in Kleve. Im Auftrag der Stadt Kleve. Hrsg. von Stadt Kleve, Kleve 1983, 124S.
- 13 vgl. Krosigk, Klaus-Henning von: Grundlagen einer nachhaltigen und denkmalgerechten Pflege und Entwicklung. In: Stadt + Grün, 55.2006, H8, S.26
- 14 Wörner, Rose & Gustav: Großer Tiergarten Berlin – Parkpflegewerk. Vorschläge zur Erhaltung, partiellen Wiederherstellung und Pflege des historischen Parkes. Gutachten in 7 Bdn. Im Auftrag des Senators für Stadtentwicklung und Umweltschutz, Abteilung III Gartendenkmalpflege, des Landes Berlin, Berlin, 1993.
- 15 Rose Wörner in einem mdl. Interview am 17.03.2008
- 16 siehe u.a. Brockmann, H.; Hentschel, T.; Geyer, H.-J.; Terhardt, A.: Fachplan Naturschutz zum Parkpflegewerk Großer Tiergarten. Gutachten im Auftrag des Senators für Stadtentwicklung und Umweltschutz, Abteilung III Gartendenkmalpflege, des Landes Berlin, Berlin, 1988.
- 17 Zwischen 1996 und 2006 wurde in Berlin jährlich die als Großdemonstration angemeldete Love Parade im Bereich des Großen Tiergartens veranstaltet, zu der sich bis zu 1,5 Mio. Besucher einfanden.
- 18 siehe Anmerkung 13, S.27f
- 19 Neben dem Parkpflegewerk für den Großen Tiergarten wurden Rose und Gustav Wörner von der Stadt Berlin mit weiteren Parkpflegewerken für den Viktoriapark in Kreuzberg (1989-92), den Schlosspark Bellevue (ab 1992/93) sowie den Treptower Volkspark (1994-96) sowie mit einer Expertise für den Lustgarten (1994/95) betraut.
- 20 Peter Strieder, Berliner Senator für Stadtentwicklung, Umweltschutz und Technologie, in seiner Laudatio anlässlich der Verleihung der Ferdinand-von-Quast-Medaille des Landes Berlin am 18.12.1996 im Zwischenpumpenwerk Lichtenberg, Berlin

Grau und Grün.

Dieter Kienasts (1945-1998) Beitrag zur Landschaftsarchitektur

Das Forschungsprojekt befasst sich mit einer Schlüsselfigur der neueren Landschaftsarchitektur: Der Schweizer Dieter Kienast (1945-1998) zählt zu den wichtigsten europäischen Landschaftsarchitekten der Nachkriegszeit.



Abb. 1, Portrait Kienast © Thomas Burla, Zürich (Foto von 1997)

An einer markanten Wende in der Entwicklung von Städten und im Verständnis von Natur, welche sich zwischen den 1970er und 1990er Jahren parallel zu folgenreichen gesellschaftlichen Umbrüchen vollzog, suchte Kienast nach einer Synthese zwischen Gestaltung und Ökologie, Stadt und Natur. Er vollzog dabei eine Entwicklung weg von den Grundsätzen der „Kasseler Schule“, die ihn während seiner Ausbildung an der Gesamthochschule in Kassel in den 1970er Jahren geprägt hatte, hin zu einer Freiraumgestaltung mit markanten Formen, die ästhetischen Prinzipien folgte und dabei besonders auf den zu gestaltenden Raum und die ihn umgebende Landschaft reagierte. Der Rückgriff auf das reiche Reservoir an Ideen und Formen der Gartengeschichte und ein „transformierendes Zitieren“ aus diesem Reservoir, wie es in Kienasts Arbeiten ab Mitte der 1980er Jahre zu beobachten ist, schlug zu dieser Zeit einen neuen Ton in der Disziplin der Landschaftsarchitektur an. Diese beschäftigte sich (zumindest im deutschsprachigen Raum) zu dieser Zeit fast ausschliesslich mit dem „Gebrauchswert“ von Freiräumen und der Frage, wie man die Stadt durch mehr Grün ökologisch wertvoller machen könnte. Die Devise der Kasseler Schule „Stadtgrün ohne Stadtgärtner“ (Hülbusch

1986) macht dabei klar, dass einer frei wuchernden Natur und Sukezzionsprozessen der Vorzug gegeben wurde. Kienast hingegen versuchte, ökologische Sorgfalt mit einer modernen und sehr strikten Formensprache zu verbinden und experimentierte mit der Kombination von Spontanvegetation und „städtischen Baumaterialen“ wie Beton, Asphalt, Stahl und anderen.

Kienast wollte nicht nur für eine *grüne*, sondern auch für eine *graue* Stadt entwerfen. Seine enge Zusammenarbeit mit ArchitektInnen und KünstlerInnen sowie die bevorzugte Darstellung seiner Werke durch graublau Pläne und die ausschliesslich schwarz-weiße Fotodokumentation seiner Arbeiten unterstreicht Kienasts Ziel, als Landschaftsarchitekt einen neuen Weg zu gehen und dabei auch eine eigene „Handschrift“ zu entwickeln. Ab Anfang der 1990er Jahre gewannen die Büros Stöckli, Kienast & Koeppel bzw Kienast Vogt Partner aus diesem Kontext heraus in Deutschland, der Schweiz und Österreich eine Reihe wichtiger Wettbewerbe. Die sehr eigene Arbeitsweise wurde dadurch in Fachkreisen immer bekannter und sie beeinflusste besonders in Deutschland eine neue Generation von Landschaftsarchitektinnen und Landschaftsarchitekten.

Ziel des Forschungsprojektes ist es, eine Art intellektuelle Biographie von Dieter Kienast vorzulegen, die seine Entwicklung als Naturwissenschaftler, Entwerfer, Lehrender und im Alltag politisch engagierter Mensch nachzeichnet, und die gleichzeitig einen kritischen Kommentar zu seinem Werk liefert. Viele Menschen und Ideen haben Dieter Kienast beeinflusst; seine Lehrer, seine Büropartner, seine Ehefrau, Freunde und Kollegen. Ohne sie wäre Kienasts Entwicklung nicht erklärbar, weshalb sein Werk in dieser Forschungsarbeit in den Kontext der Zeit gesetzt wird, was auch möglich machen soll, anhand seines Beispiels die zwischen den 1970er und 1990er Jahren in der Landschaftsarchitektur geführten Diskurse nachzuvollziehen. Erstmals wird durch die Forschungsarbeit das Frühwerk von Dieter Kienast – darunter die sozial engagierte Umgebungsgestaltung von Wohnsiedlungen und das Planen mit Spontanvegetation – untersucht, dargestellt und in Beziehung zu den in der Öffentlichkeit bekannten Werken der 1990er Jahre gesetzt.

Der Nachlass

Das Forschungsprojekt stützt sich auf den Nachlaß von Dieter Kienast, von dem Teile in das gta Archiv (NSL-Archiv, Depositum) an die ETH Zürich transferiert wurden. Der Nachlass enthält bisher unbearbeitetes Quellenmaterial und macht es möglich, den Entwurfsprozess von Dieter Kienast nachzuvollziehen. Diesen darzustellen, ist eines der zentralen Anliegen des Forschungsprojekts.

Gemäss der ehemaligen Bürostrukturen ist der Nachlass dreigeteilt. Er kann Dank der freundlichen Kooperation der heutigen Büros SKK in Wettingen und Vogt Landschaftsarchitekten in Zürich in vollem Umfang analysiert werden.

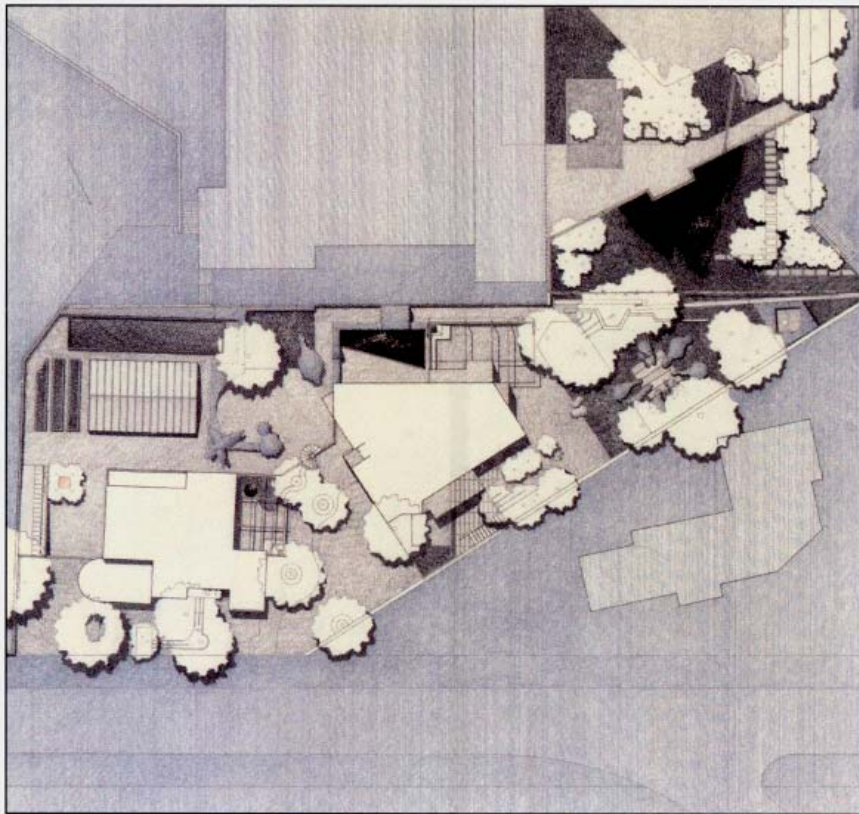


Abb. 2, Privatgarten Familie Kienast, Grundriss, 1991 Quelle: gta Archiv (NSL, Archiv, Depositum), ETH Zürich

Auswahl von Themen und Thesen der Forschungsarbeit

StadtNatur

Kienast vertrat immer eine affirmative Haltung zur Stadt. Sein Naturbild war unsentimental und anthropozentrisch. Beides war in der Landschaftsarchitektur der siebziger und frühen achtziger Jahre keine Selbstverständlichkeit. Grundlage dieser Haltung dürfte u.a. Kienasts Ausbildung in Kassel und seine Prägung durch die „Kasseler Schule“ sein. Unter der Betreuung seines Doktorvaters, Karl Heinrich Hülbusch, wurde Kienast mit einer Methode vertraut, nach welcher durch das Studium von Pflanzengesellschaften der spontanen Stadtvegetation Rückschlüsse auf die Koexistenz von Menschen und Pflanzen geschlossen werden können. Aus dem Auftreten bestimmter Pflanzengesellschaften ist es z.B. möglich, die Häufigkeit und Art der Nutzung von Flächen in der Stadt zu bestimmen oder die soziale und ökonomische Struktur eines Stadtquartiers. Daraus ergibt sich eine ganz neue Art der „Lesbarkeit der Stadt“ (Hard 1986). 1978 veröffentlichte Kienast seine pflanzensoziologischen Dissertation über *„Die spontane Vegetation der Stadt Kassel in Abhängigkeit von bau- und stadtstrukturellen Quartierstypen“* (Urbs et regio 10, 1978) und verliess den Fachbereich Architektur/Stadt- und Landschaftsplanung der Gesamthochschule in Kassel als dessen erster Doktor. These des Forschungsprojekts ist es, dass sich die für die Doktorarbeit erforderliche

intensive empirische Auseinandersetzung mit der Koexistenz von Kultur und Natur sowie das notwendige sorgfältige Studium von Orten und Gegenden auch in Kienasts Art zu entwerfen niedergeschlagen hat. Auf Erforschung und Erkundung folgte dann im Entwurf und in der theoretischen Arbeit eine kreative Auseinandersetzung mit dem „Gefundenen“.

Die Anfänge als Didaktiker und Entwerfer

1976 erarbeitete Kienast gemeinsam mit Toni Raymann im Büro von Peter Stöckli ein Alternativkonzept für die in Basel stattfindende „Grün 80“, das anstelle des klassischen Programms einer Gartenschau Vorschläge für die Aufwertung mehrerer vernachlässigter Quartiere in Basel vorlegte. Dieses Konzept ist im Zusammenhang mit der an der Gesamthochschule in Kassel laufenden Proteste gegen die 1981 in Kassel abgehaltene Bundesgartenschau zu lesen. Die „Stadtnatur“, und „der wohnungsnaher Freiraum“ stehen dabei im Zentrum der planerischen Überlegungen. Das Konzept wird abgelehnt, Kienasts und Raymans Gedanken fließen aber in die didaktischen Programme des „Sektors Erde“ ein, wo es um eine Sensibilisierung der Gartenschau-Besucher für die zunehmende Verstädterung und Degeneration von Natur geht. Realisiert wird bei der Grün 80 ein von Kienast konzipierter „pflanzensoziologischer Garten“, mit dem er bei den Besucherinnen und Besuchern zu einem besseren Verständnis der Dynamik von Pflanzen und ihrer Konkurrenz um Boden, Wasser und Licht beitragen will. Als



Abb. 3, Das Trockenbiotop in Basel-Grün 80 © Schweizer Illustrierte, 22.9.1980, S. 16

Trockenbiotop ist dieses Projekt auch heute noch im Botanischen Garten von Basel-Brüglingen zu sehen, für welches Kienast 1980 den Ehrenpreis der Stadt Zürich für das beste Objekt zum Thema „Naturschutz in der Gemeinde“ erhielt, mit der Anregung, derartige Lebensräume auch an anderen Standorten einzurichten. Das Forschungsprojekt verfolgt diese, bei Architekten und Landschaftsarchitekten wenig bekannte Seite von Kienasts Gestaltung, und zeigt, inwiefern diese frühen Ansätze in transformierter Form im späteren Werk wieder auftauchen oder völlig verworfen werden.

Natürlichkeit und Künstlichkeit

In seinen Projekten wie auch in seinen theoretischen Essays manifestiert sich Kienasts profundes naturwissenschaftliches und kulturelles Verständnis von ökologischen und urbanistischen Prozessen. Im Zentrum seiner Arbeit stand die Auseinandersetzung mit der Dialektik von Natürlichkeit und Künstlichkeit und eine Vermittlung zwischen diesen beiden Polen im Kontext immer komplexer werdender Lebensverhältnisse. Gegenwärtig setzen sich viele Architekten und Designer mit Naturformen auseinander. Das Spannungsfeld natürlich-künstlich wird in Form von Ornamenten oder als Decorum ausgeschöpft, der Kern der Problematik wird selten berührt. In diesem Kontext sollen Kienasts Positionen auf ihren Gehalt und ihre Aktualität überprüft werden und die Frage aufgeworfen werden, ob seine Arbeiten den Erfahrungshorizont der Rezipientinnen und Rezipienten, die die Werke besuchen, erweitern, sprich, ob diese ihr Naturverständnis und -verhältnis anschließend kritisch reflektieren.

Schriften und Lehre

Kienast hat viele programmatische Essays zu aktuellen Themen der Landschaftsarchitektur verfasst. In den frühen Essays setzt sich Kienast mit der Frage auseinander, wie Freiraumplanung im städtischen Raum zu einer besseren Bewältigung des Alltags beitragen und die Lebensqualität der Menschen verbessern kann. In den 1990er Jahren propagiert er eine „neue Sinnlichkeit“, die beim Entwurf von Gärten und städtischen Freiräumen Einzug halten müsse. In den „10 Thesen zur Landschaftsarchitektur“ fasste Kienast zwischen 1992 und 1998 schließlich sein Credo zusammen. Die Thesen dienten ihm als Grundlage für seine Lehre an der Universität Karlsruhe (1992-1997) und der ETH Zürich, wo er 1997 die Professur für Landschaftsarchitektur gründete. Das Forschungsprojekt untersucht Kienasts Rolle als Lehrer und Impulsgeber für eine nachfolgende Generation von Architektinnen und Architekten, von Landschaftsarchitektinnen und Landschaftsarchitekten, wenn es um die Themen Natur der Stadt, um die Aufgaben einer zeitgemässen Freiraumgestaltung geht, oder um Kienasts Bemühen, die Landschaftsarchitektur gegenüber anderen Disziplinen zu öffnen.

Dieter Kienast (1945-1998)

Büros

Praktikum bei Fred Eicher und Albert Zulauf

Mitarbeiter von Peter Paul Stöckli, Wettingen 1972-1978

Stöckli + Kienast, Wettingen 1979-1986

Stöckli, Kienast & Koeppel, Wettingen, Zürich und Bern, 1987-1994 (mit Hans-Dietmar Koeppel)

Kienast Vogt Partner, Zürich und Bern, 1995-1998 (mit Günther Vogt und Erika Kienast-Lüder)

Zusammenarbeit (Auswahl)

Diener & Diener Architekten

Burkhalter Sumi Architekten

Gigon & Guyer Architekten

Herzog & De Meuron

Meili, Peter Architekten

Romero & Schaeffle Architekten

Helmut Federle

Ian Hamilton Finlay

Fischli Weiss

Jenny Holzer

Gottfried Honnegger

Die fotografische Dokumentation der in den Büros Stöckli, Kienast & Koeppel sowie Kienast Vogt Partner entstandenen Arbeiten realisierte der Fotograf Christian Vogt, Basel.

Stadt und Landschaft vereint. Das Architekturbüro Konstanty Gutschow und die Entwicklung eines neuen Freiraumkonzepts für Hamburg in den 1940er Jahren

„Stadtlandschaft“ ist mittlerweile ein mehrfach und sehr unterschiedlich konnotierter Begriff. In den Kunstwissenschaften werden Wahrnehmungs- und Darstellungsmuster von Stadt und Landschaft untersucht, in der Soziologie wird die Dialektik von Stadt und Land analysiert und die Kunstgeschichte verwendet den Begriff für die Darstellung von Stadtsilhouetten.¹ Im vorliegenden Beitrag wird der Begriff der „Stadtlandschaft“ historisch untersucht. Im Architekturbüro von Konstanty Gutschow, das seit 1939 beauftragt war, Hamburg neu zu gestalten und zu einer sogenannten „Führerstadt“ umzubauen, entstanden in diesem Zusammenhang neue Konzepte einer Freiraumplanung für Hamburg. Das Grundprinzip lautete, Stadt und Land zu vereinen und damit eine Stadtlandschaft, in der sich einzelne „Siedlungszellen“ über das Stadtgebiet ziehen, entstehen zu lassen.²

Das Konzept der Stadtlandschaft – wie es im Büro Gutschow in den 1930er und 1940er Jahren entwickelt wurde – steht in einer sehr langen und komplexen Entwicklungstradition. Zwei Aspekte dieser Entwicklung sind besonders relevant und werden in dem vorliegenden Beitrag dargestellt. *Erstens*: Das Konzept der Stadtlandschaft nahm seit dem Ende des 19. Jahrhunderts konkrete Formen an. Anknüpfend an die Reformbewegungen um 1900 manifestierte sich im Städtebau und in der Stadt- und Landschaftsplanung des 20. Jahrhunderts die Sehnsucht, das „Grüne“ und mit ihm verbunden natürliche und organische Lebensweisen (wieder) in der Stadt zu etablieren. *Zweitens*: Bei der Betrachtung der Hamburger Stadtplanung in den 1930er und 1940er Jahren findet sich eine Besonderheit, die für die Analyse des Konzepts der Stadtlandschaft von Bedeutung ist: Einerseits lassen sich die im Büro Gutschow entwickelten Konzepte eindeutig als moderne Stadtplanung identifizieren, die unmittelbar Anschluss an die seit Anfang des 20. Jahrhunderts entwickelten Konzepte wie etwa der Gartenstadt und des Neuen Bauens fand. Diesen standen andererseits die politischen Rahmenbedingungen während des Nationalsozialismus gegenüber, die mit ihrem politischen und gesellschaftlichen Anspruch der totalen Planung neue städtebauliche Leitbilder zementieren wollten. Letztlich geht es also – nicht nur beim Konzept der Stadtlandschaft – aus der Perspektive der Zeitgeschichte um den Zusammenhang von Politik und Stadt- und Landesplanung.

Hamburg an der Schwelle zum 20. Jahrhundert

Um die Planungsgrundlagen Hamburgs während des 20. Jahrhunderts zu verdeutlichen, ist es wichtig sich die Stadtstruktur Hamburgs im 19. Jahrhundert zu vergegenwärtigen. Durch die Elbe ist die Stadt vertikal in zwei Hälften geteilt: nördlich und südlich des Flusses. Zusätzlich wird die nördliche Hälfte Hamburgs durch die Alster in einen westlichen und in einen östlichen Teil getrennt. Lange Zeit war Stadtentwicklung und -planung auf die

nördliche Hälfte der Stadt beschränkt und zusätzlich noch auf den engen Radius der mittelalterlichen Begrenzung, der Wallanlagen, begrenzt. Um 1900 expandierte die Stadt auf eine Million Einwohner, bei einer gleichzeitig sehr geringen Flächenausdehnung. Erst durch das Groß-Hamburg-Gesetz 1937 wurden die bisher preußischen Städte Altona, Harburg und Wandsbek und die Stadt Hamburg zu einem „Groß-Hamburg“ mit dem Titel „Hansestadt Hamburg“ zusammengefügt und das Stadtgebiet erheblich erweitert.³ Trotz dieser Zusammenfügung bildet die Elbe bis heute ein trennendes, stadtbildendes Element, das durch die Internationale Bauausstellung 2013 überwunden werden soll, um die südlich der Elbe gelegenen Stadtteile in die Hansestadt zu integrieren.⁴

Als Fritz Schumacher, der seit 1909 als Leiter des Hochbauamts in Hamburg wirkte und bis 1933 Oberbaudirektor war, seine Vision von der Entwicklung der Stadt in zwei, bis heute zahlreich publizierten Skizzen von 1917, festhielt, wurde in der Stadt gerade kontrovers über die Zukunft und die Möglichkeiten einer Stadterweiterung durch Eingemeindungen diskutiert. Schumachers Skizze für die „natürliche Entwicklung“ (Abb. 1) und eine weitere für die „wirkliche Entwicklung des Organismus Hamburg“ ist als Reaktion auf diese Diskussionen zu verstehen.

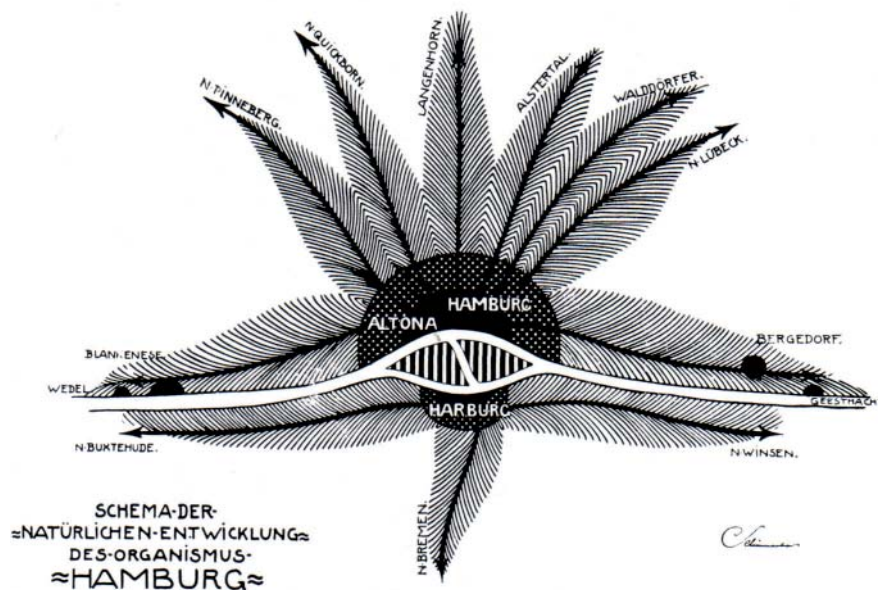


Abb. 1, Fritz Schumacher, Schema der natürlichen Entwicklung des Organismus Hamburg, Skizze, 1917. Quelle: Kallmorgen, Werner: Schumacher und Hamburg. Eine fachliche Dokumentation. Hamburg 1969, S. 161

In seinem Achsenkonzept zogen sich die Gebiete der Stadterweiterung farnartig über das Gesamtgebiet der Stadt. Entlang der Achsen sollte eine systematische Verkehrs- und Infrastrukturplanung angelegt werden, um die Stadterweiterung in geordnete Bahnen zu lenken. Zentraler Gesichtspunkt innerhalb des Achsenkonzepts war die Integration einer Grünplanung, die vor allem der Trennung und Auflockerung von bebauter Fläche diene. Ähnliche Ideen zur Umsetzung von „Grüngürteln“ und Grünzügen hatte auch der Altonaer Kollege Schumachers, Gustav Oelsner. So wurden diese beiden

Städtebauer zu den Architekten der Grünplanung in Hamburg, deren Ideen noch spätere Generationen beeinflussen sollten. Hervorzuheben ist, dass Schumacher neben der Einbeziehung der benachbarten preußischen Städte schon an einen Entwicklungsstrang in Richtung Süden, also südlich der Elbe, gedacht hatte. Dies hätte die Überwindung der bisherigen Grenze bedeutet. In der zweiten Skizze zur „wirklichen Entwicklung“ nahm er diese Idee jedoch zurück und konzentrierte sich auf die realen Planungsgrundlagen, die eine Einbeziehung der Städte Altona, Harburg und Wandsbek (noch) nicht möglich machten.

Ein für Historiker wichtiger Aspekt bei der Betrachtung des Achsenkonzepts sind die Begrifflichkeiten, mit denen Schumacher in seinen Modellen operierte. Seine Skizzen versah er nicht nur mit der Angabe des Stadtplanungsgebiets, sondern betitelte sein Konzept „Entwicklung des Organismus Hamburg“. Seit den Reformbewegungen um 1900 herrschte in den Konzepten und Publikationen der Stadtplaner – einer Profession, die sich gerade erst formierte – die Tendenz zu einer biologistischen Sprache vor. In vielen Zeitschriften wurden Leitbegriffe wie die „Stadt als Körper“ oder der „Stadtorganismus“ verwandt; kleinere Siedlungseinheiten wurden als „Siedlungszellen“ bezeichnet, häufig war von „natürlicher Entwicklung“ und von der „Gesundung“ der Stadt die Rede.⁵ Die Verwendung dieser Termini drückte die Sehnsucht nach Natur und der Landschaft in der Stadt aus.⁶ Während des Nationalsozialismus wurden diese stadtplanerischen Motive mit dem rigiden bevölkerungspolitischen Primat einer Überschaubarkeit der (Volks-) Gemeinschaft verbunden, die, nach Auffassung der NS-Planer, im Moloch „Stadt“ verloren gegangen war. Die Stadtplanung sollte als Lenkungsinstrument zur Erreichung dieser Ziele dienen. Hier ist also eine erste Verbindung von Politik und Stadtplanung nachzuweisen, die sich u.a. in einer europaweit virulenten Metapher der „Neuen Stadt“ manifestierte und die sich im Laufe der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts immer stärker radikalisierte. Im Falle Hamburgs wurde die Idee eines „neuen Hamburg“ politisch instrumentalisiert, wie sich an der „Ortsgruppe als Siedlungszelle“ zeigen lässt, einem Konzept, das in den 1940er Jahren im Büro Gutschow entwickelt wurde.⁷

Ein neues Hamburg soll entstehen

Seit der Machtübernahme der Nationalsozialisten wurden reichsweit Überlegungen zur „Neugestaltung deutscher Städte“⁸ angestellt. Diese sahen vor, fünf deutsche Städte zu sogenannten „Führerstädten“ – zu denen auch Hamburg gehörte – auszubauen, die das „Dritte Reich“ nach innen und außen repräsentieren sollten. In Hamburg war jedoch die Planungssituation immer noch durch die Stadtgestalt des 19. Jahrhunderts geprägt, die schon Fritz Schumacher überwinden wollte. Erst mit dem „Groß-Hamburg-Gesetz“⁹ wurden übergreifende Planungen, insbesondere eine systematische Hafenplanung und -erweiterung, durch den Gebietszugewinn möglich. Im selben Jahr wurde ein Wettbewerb für die „Elbuferplanungen“ in Hamburg ausgeschrieben, den der bisher weniger bekann-

te Architekt und Städtebauer Konstanty Gutschow 1939 gewann.¹⁰ In der Hansestadt sollten ein 250 Meter hohes „Gauhochhaus“, eine Volkshalle mit „Gauforum“ und eine Hängebrücke über die Elbe entstehen (Abb. 2). Gutschows Planungen sahen vor, Hamburg zu einem „Tor zur Welt“ als Konkurrenz zu New York auszubauen, wobei das „Gauhochhaus“ als einziger Wolkenkratzer im „Dritten Reich“ eine maßgebliche Rolle für die Repräsentation des NS-Regimes spielen sollte.¹¹

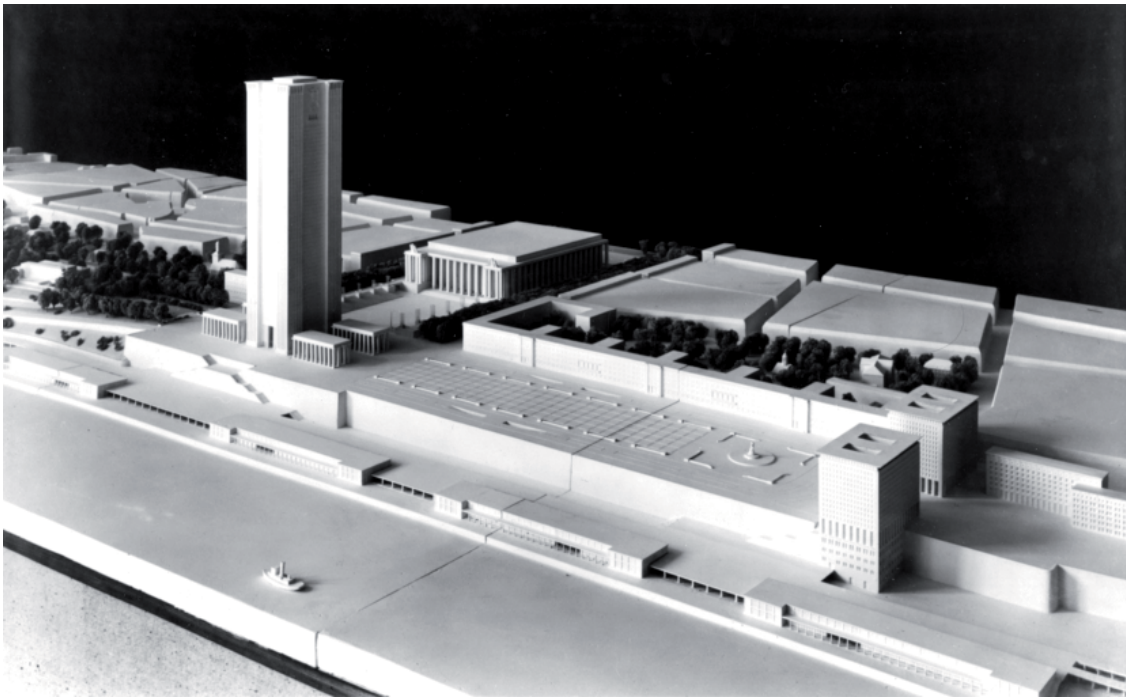


Abb. 2, Konstanty Gutschow, Modell der Elbuferplanungen für Hamburg, 1937. Im Vordergrund ist das geplante „Gauhochhaus“ und das „Gauforum“ zu sehen, im Hintergrund die Volkshalle. Quelle: Archiv für Städtebau, Niels Gutschow

Diese Pläne machten es notwendig, über eine Gesamtplanung für Hamburg neu nachzudenken. 1940 bekam Konstanty Gutschow vom Reichsstatthalter der Hansestadt Hamburg, Karl Kauffmann, der die politische Verwaltung und als Gauleiter gleichzeitig auch die Leitung der NSDAP in Hamburg übernommen hatte, den Auftrag einen Generalbebauungsplan (GBP) für die Hansestadt zu entwickeln. Der Generalbebauungsplan sah vor, die Stadt zu entdichten, die Verkehrsplanung von Grund auf zu erneuern, eine Funktionstrennung von Wohnen, Arbeiten und Erholen zu erreichen und er beinhaltete – für die Darstellung des Konzepts der Stadtlandschaft von zentraler Bedeutung – die nachhaltige Integration einer Grünplanung in die Stadt.¹² Die Grünplanung sollte in verschiedenen Stufen implementiert werden, u.a. durch „Grüngürtel“, die Gutschow schon in den 1920er Jahren, während seines Referendariats bei Fritz Schumacher im Hochbauamt von Hamburg diskutiert hatte. Der wichtigste „Grüngürtel“ war entlang des „Reichsautobahnringes“ geplant, der in Zusammenarbeit mit „Landschaftsanwälten“ (so die Bezeichnung von Landschaftsarchitekten im Nationalsozialismus) wie Wilhelm Hübotter und Max Karl Schwarz gestaltet werden sollte.¹³ Gutschow kennzeichnete die Aufgabe der „Grüngürtels“ in der Denkschrift zum

Generalbebauungsplan 1941 wie folgt: „Ausreichende Grünflächen im Bereich des mehrgeschossigen Mietshauses sind wichtige Voraussetzungen für die seelische und körperliche Gesundheit der Großstadtbevölkerung, dazu gehören Kinderspielplätze, Sportplätze, Kleingärten, Parks, Wanderwege.“¹⁴ An der Verschränkung von städtischem Gebiet mit der Natur zeigt sich die Grundidee der Stadtlandschaft: Land und Stadt sollten ineinander aufgehen, Siedlungszellen sollten sich locker über das Stadtgebiet Hamburgs verteilen. Die Argumentationsgrundlage war – wie bei Fritz Schumacher – auch bei Gutschow nicht rein technokratischer Natur, etwa die Verbesserung der Infrastruktur und Verkehrsplanung Hamburgs. Auch Gutschow verband mit seiner Planungsvorstellung für Hamburg eine Gesundung der Stadt und ihrer Bevölkerung, die zu einer der wichtigsten Ziele der Planung im Büro Gutschow avancierte.

Wendepunkt 1943 – Die Zerstörung als Chance

Ohne Zweifel bildete der Bombenkrieg in Europa die wichtigste Zäsur für Städtebauer und Stadtplaner in den 1940er Jahren.¹⁵ Besonders eindrucksvoll ist dieser Wendepunkt in Reden dokumentiert, die Gutschow – seit November 1943 war er in den „Arbeitsstab für den Aufbau bombenzerstörter Städte“ im Büro des „Generalbauinspektor für die Reichshauptstadt“, Albert Speer, berufen worden – im Laufe des Jahres 1944 hielt. Gutschow wollte die „Lehren des Städtebauers“ aus dem Luftkrieg ziehen und kam zu folgendem Schluss: „Dem allergrößten Teil der baulichen Zerstörungen weinen wir keine Träne nach. Das Bild der Trümmer rührt uns nicht in der Seele, vielmehr lässt es nur umso deutlicher und lebendiger das Bild des zukünftigen Hamburg, des neuen Hamburg, vor unseren Augen erstehen.“¹⁶

Durch den Bombenkrieg wurden die Neugestaltungsideen radikalisiert. Denn nun konnte auf der Grundlage der Trümmer und dem dadurch entstandenen Freiraum wirklich und konsequent geplant werden, so zumindest die Hoffnung Gutschows und die vieler seiner Kollegen. Im Rahmen seiner Tätigkeit im Aufbaustab entwickelte Gutschow ab Ende 1943 erste Wiederaufbaupläne für Hamburg. Diese Ideen flossen in eine Neuauflage des Generalbebauungsplans (*Abb. 3*) ein, die – wie beim GBP 1941 – im Januar 1944 als Diskussionsgrundlage reichsweit an viele Architekturbüros und Bauverwaltungen verschickt wurde.

Wie drei Jahre zuvor sind auch hier die wichtigsten Funktionen der Planung die „Aufgliederung der Stadt, Trennung luftgefährdeter Anlagen, Weiträumigkeit der Bauweise“.¹⁷ In der Gestaltung der Stadt maß Gutschow dem Grün und dem Wasser zentrale Bedeutung als Gestaltungsmittel bei. Der Grüngürtel sollte verhindern, dass ein „unübersehbares Häusermeer“¹⁸ entstand, zusätzlich war geplant, die Mehrzahl der Wohnungen mit Hausgärten auszustatten, statt lediglich zahlreiche Kleingärten in der Nähe der Wohnsiedlungen entstehen zu lassen. Gutschow wollte das „Grün“ so dicht wie möglich an die Wohnungen und ihre Bewohner rücken und ordnete sie direkt in der

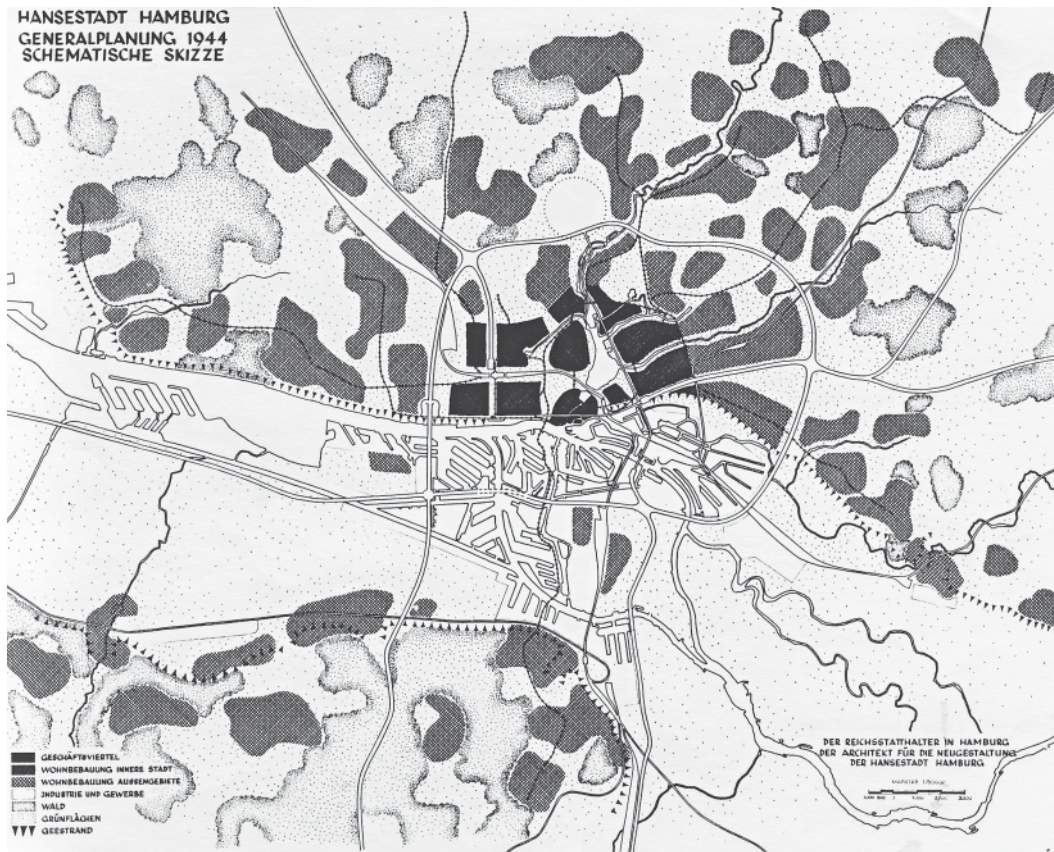


Abb. 3, Konstanty Gutschow, Generalbebauungsplan, Schematische Skizze, 1944. Quelle: Archiv für Städtebau, Niels Gutschow

kleinsten Einheit der Planung, den „Siedlungszellen“, an.¹⁹ Diese sollten sich als „amorphes Gebilde“ über das Stadtgebiet von Hamburg ziehen: „So stelle ich mir das Hamburg der fernen Zukunft als ein vielfach untergliedertes, in einzelne Siedlungen aufgegliedertes, Großstadtgebilde vor.“²⁰ In diesem Konzept der „Stadtlandschaft“ wird deutlich, welche Funktion Gutschow dem Städtebau zuschrieb: Erstens steht die Entwicklung der Stadtlandschaft in engem Zusammenhang mit dem Bombenkrieg, denn die Auflockerung der Siedlungsgebiete ist in erster Linie als „Lehre des Städtebauers“ aus dem Luftkrieg zu verstehen. Die Entdichtung der Stadt sollte diese, so Gutschow, „luft härter“, also gewappnet für den Bombenkrieg, machen.²¹ Zweitens steht das Konzept in der langen Tradition der Entwicklung neuer Siedlungsformen seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts, inklusive der Sehnsucht die Natur, das Natürliche und das Organische in die Stadt zu implementieren. Man denke hierbei an Buchtitel wie „Organische Stadtbaukunst“, von Hans Bernhard Reichow, den er zwar erst 1948 publizierte, aber schon 1940 während der Mitarbeit im Büro Gutschow konzipiert hatte. Damit verbunden ist die Hinwendung zum „Bodenständigen“, abzulesen an der Heimatschutzbewegung und -architektur, die in der ersten Hälfte des 20. Jahrhundert in Deutschland Konjunktur hatte. Auch die Idee des „landschaftsgebundenen Bauens“, die während des Nationalsozialismus entlang der Reichsautobahnen implementiert werden sollte, und die Wiederbelebung und Aufwertung des Handwerklichen, wie etwa die Verwendung regionaler Baustoffe – eine

zentrale Forderung der Architekten der sog. „Stuttgarter Schule“ – waren Teil der planerischen und architektonischen Auffassung im Büro Gutschow.

Um das Konzept der Stadtlandschaft bis in die letzte Konsequenz und in aller Radikalität umzusetzen, bedurfte es einer weitgehenden Systematisierung der Stadtplanung. Im Büro Gutschow entstand seit Ende der 1930er Jahre eine Art „Denkfabrik“, denn hier arbeiteten nicht nur Architekten, sondern auch Landschaftsplaner, „Landschaftsanwälte“, Soziologen, Statistiker und Verkehrsplaner: alle mit Stadtplanung zusammenhängenden Themen wurden hier aus verschiedenen Fachperspektiven erfasst und in einer eigenen Publikationsreihe des Büros veröffentlicht.²² Die Besonderheit des Büros Gutschow lag also nicht nur im Entwurf eines Konzepts von Stadtlandschaft, sondern in der Verbindung von Städtebau mit systematischen Studien zu Mensch, Stadt und Natur. In diesem Sinne kann das Büro auch als eines der zeitgenössisch modernsten eingeordnet werden.²³

Nachkriegskonzepte

Nach 1945 gab es in der Architektur und Stadtplanung, wie in anderen Professionen auch, eine personelle und teilweise auch konzeptionelle Kontinuität. Über das Konzept der Stadtlandschaft wurde weiterhin nachgedacht. Die in Hamburg entwickelten Vorstellungen gaben durchaus für die Planer der Nachkriegszeit wichtige Anstöße. So fand auch die „Ortsgruppe als Siedlungszelle“ ihr Pendant in der BRD-Siedlungszelle.²⁴ Andere Kontinuitäten sind etwa bei H.B. Reichows Entwurf der „Sennestadt“ bei Bielefeld zu finden. Leitideen der in Hamburg mit entwickelten Idee der Stadtlandschaft gingen in das neue Leitbild der BRD über, das nun den Titel: „Die gegliederte und aufgelockerte Stadt“ trug.²⁵

Das Paradebeispiel der Nachkriegs-Stadtlandschaft war die städtebauliche Konzeption für den Wiederaufbau Hannovers, die durch Gutschows ehemaligen Bürochef Rudolf Hillebrecht geprägt wurde. Allerdings zeigten sich hier auch die Unterschiede und Problemlagen des von Gutschow als überzeitliches Modell gedachten Konzepts der „Stadtlandschaft“: In vielen Nachkriegsplanungen wurde die Verkehrsplanung zum bestimmenden Element; dahinter trat die Idee zurück, die Grünplanung als stadtgestaltendes Mittel zu stärken. Dies führte zu einem neuen Diskurs über die Funktion von Landschaft in der Stadt. Einer der Protagonisten war der Architekt Erich Kühn, der 1969 mit einer Festschrift „Stadt und Landschaft“ geehrt wurde und in der sich die Weiterentwicklung und Neudiskussion der „Stadtlandschaft“ in der Nachkriegszeit exemplarisch ablesen lässt.

Anmerkungen

- 1 Wie unterschiedlich die Konnotationen von „Stadtlandschaft“ sein können, zeigt ein Blick in den Gemeinsamen Verbundkatalog auf die in den letzten Jahren zum Konzept der „Stadtlandschaft“ erschienen Titel. Vgl. <http://gso.gbv.de/DB=2.1/> (19.06.2008). Eine weitere Adaption des Begriffs zeigt sich in der seit 1984 tätigen Bürogemeinschaft von Architekten, Städtebauern und Landschaftsplanern, die unter diesem Begriff firmieren. Vgl. <http://www.stadtlandschaft.de/> (19.06.2008).
- 2 Der vorliegende Beitrag gibt einen Ein- und Ausblick auf das an der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (FZH) laufende Dissertationsprojekt „Das Büro Gutschow – eine Professionsgeschichte. Zum Selbstverständnis deutscher Architekten im 20. Jahrhundert am Beispiel des Hamburger Architekturbüros von Konstanty Gutschow.“ Vgl. <http://www.zeitgeschichte-hamburg.de/pro-neckel.html> (19.06.2008).
- 3 Zum Groß-Hamburg-Gesetz vgl. Lohalm, Uwe: Hamburgs nationalsozialistische Diktatur: Verfassung und Verwaltung 1933 bis 1945. In: Landeszentrale für politische Bildung (Hrsg.): Hamburg im Dritten Reich. Sieben Beiträge. Hamburg 1998, S. 87-119.
- 4 Zu den städtebaulichen Konzeptionen der IBA 2013 in Hamburg vgl. http://www.iba-hamburg.de/de/00_start/start.php (19.06.2008).
- 5 Vgl. Sohn, Elke: Traces of Organicism in Gardening and Urban Planning Theories in Early Twentieth-Century Germany. In: Botar, Oliver A.I.; Wünsche, Isabel (Hrsg.): Biocentrism and Modernism. Pittsburgh University Press, in Kürze erscheinend. Ich danke der Autorin für die Vorabesicht in das Manuskript.
- 6 Allerdings muss bei dem vielfach durchscheinenden Streben nach einer neuen Natürlichkeit zwischen den einzelnen Bewegungen und Akteuren differenziert werden. Dennoch: Die Gartenstadtbewegung, die Heimschutzbewegung und auch die Siedlungen des Neuen Bauens (wie beispielsweise das „Neue Frankfurt“ von Ernst May) strebten gleichermaßen nach diesem Ideal.
- 7 Konstanty Gutschow und Hans Bernhard Reichow entwickelten 1940 ein Konzept zur Gestaltung kleinerer Siedlungsgebilde, die in einer Größe von bis zu 8.000 Einwohner geplant waren. Die spezifisch nationalsozialistische Komponente dieses Konzepts ergibt sich aus der Vorgabe, dass das nationalsozialistische Parteiensystem, also die Gliederung der NSDAP in Gaue und Ortsgruppen, als Grundlage für städtebauliche Einheiten dienen sollten. So ist denn auch der Titel des Konzepts „Ortsgruppe als Siedlungszelle“ zu verstehen. Vgl. Konstanty Gutschow: „Ortsgruppe als Siedlungszelle“. Schriftsatz mit Karten vom 20. Dezember 1940. Archiv für Städtebau, Niels Gutschow.
- 8 „Gesetz über die Neugestaltung deutscher Städte“ (RGB I, 1937. S.1054ff.)
- 9 Vgl. Anmerkung 3.
- 10 Konstanty Gutschow (1902-1978) studierte Architektur in Danzig und Stuttgart. 1929 hatte Gutschow sich in Hamburg selbständig gemacht und erste Wettbewerbe gewonnen. Vgl. Necker, Sylvia: Laboratorium für ein „neues Hamburg“ – Das Hamburger Architekturbüro von Konstanty Gutschow. In: Forschungsstelle für Zeitgeschichte (Hrsg.): Zeitgeschichte in Hamburg 2007. Hamburg 2008, S. 74-87.
- 11 Ebd.
- 12 Die Betonung der Funktionalität von Architektur war 1933 eine Grundposition des „Congrès Internationaux d'Architecture Moderne“ (CIAM). Initiator und Hauptfigur des CIAM war der französische Stadtplaner und Architekt Le Corbusier, der mit seinem Prinzip der Trennung von

- Arbeit und Wohnen die Bedeutung der Stadt neu formuliert hatte (zehn Jahre später als „Charta von Athen“ veröffentlicht). Gutschow setzte in ähnlicher Weise die Idee der Neustrukturierung u.a. 1941 und 1944 im Generalbebauungsplan für Hamburg um, der eine vollkommene Neueinteilung Hamburgs in Industrie-, Siedlungs-, und Landwirtschaftszonen vorsah. Vgl. Durth, Werner; Gutschow, Niels: Träume in Trümmern. Stadtplanung 1940 – 1950. München 1993, S. 275ff.
- 13 Zu den Reichsautobahnplanungen unter dem Gesichtspunkt der Landschaftsarchitektur vgl. Reitsam, Charlotte: Reichsautobahn im Spannungsfeld von Natur und Technik - Internationale und interdisziplinäre Verflechtungen, Habilitationsschrift TU München 2004. München 2007 (elektronische Publikation: <http://mediatum2.ub.tum.de/node?id=635732>).
- 14 Der Reichsstatthalter in Hamburg. Der Architekt des Elbufers: Generalbebauungsplan 1940, S. 24. Die Denkschrift war für den Dienstgebrauch reichsweit in 200 Exemplaren an Baubehörden, Verwaltungsstellen und Architekturbüros verschickt worden. Archiv für Städtebau, Niels Gutschow.
- 15 Nachweise zur Unterstützung dieser Aussage finden sich bei Durth / Gutschow 1993 (vgl. Anmerkung 12).
- 16 Konstanty Gutschow: „Das neue Hamburg“. Redemanuskript, 27. März 1944. Archiv für Städtebau, Niels Gutschow.
- 17 Konstanty Gutschow: „Großstadt und Luftkrieg“. Redemanuskript, 2. Februar 1944. Archiv für Städtebau, Niels Gutschow.
- 18 Ebd.
- 19 Vgl. Anmerkung 7.
- 20 Vgl. Konstanty Gutschow: „Bilder deutschen Bauens unserer Zeit“. Undatiertes Redemanuskript, vermutlich aus den Jahren zwischen 1941 und 1944. Archiv für Städtebau, Niels Gutschow.
- 21 Vgl. Anmerkung 17.
- 22 Vgl. Anmerkung 10.
- 23 Vgl. Lutz Raphael: Die Verwissenschaftlichung des Sozialen als methodische und konzeptionelle Herausforderung für eine Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts. In: Geschichte und Gesellschaft 22. 1996, S.165-193.
- 24 Exemplarisch finden sich die Ideen zur Siedlungsplanung in der BRD bei: Otto, Karl: Die Stadt von morgen. Gegenwartsprobleme für alle. Berlin 1959.
- 25 Vgl. Göderitz, Johannes; Rainer, Roland; Hoffmann, Hubert: Die gegliederte und aufgelockerte Stadt. Tübingen 1957.

Walter Rossow (1910-1992) – „Die Landschaft im Bewußtsein der Öffentlichkeit“

Walter Rossow gehört zu einer Generation von Landschaftsarchitektinnen und -architekten, die von 1945 an in einer Phase der Neuorientierung die fachliche Entwicklung in der Bundesrepublik Deutschland maßgeblich geprägt haben. Diese jüngere Entwicklung der Landschaftsarchitektur rückt zunehmend ins Interesse professionsgeschichtlicher Forschung. Während einzelnen Protagonisten dieser Zeit - wie beispielsweise Hermann Mattern, Herta Hammerbacher und Reinhold Lingner - bereits umfangreiche Forschungsvorhaben gewidmet wurden, liegen zu Werk und Wirken Walter Rossows bislang nur wenige Publikationen vor.¹ Auf seine Bedeutung wird zwar immer wieder hingewiesen, diese ist jedoch noch nicht vertiefend untersucht worden.

Der Beitrag Walter Rossows zur Entwicklung der Landschafts- und Freiraumplanung in der BRD, und dabei insbesondere seine Rolle in Fachdiskurs und Öffentlichkeit, ist Thema dieses Promotionsvorhabens.

Zur Person Walter Rossows

Nach Gärtnerlehre und Gesellenjahren beginnt Walter Rossow 1930 sein Studium in Berlin-Dahlem und besucht begleitend Veranstaltungen an der Kunsthochschule in Berlin. 1932 schließt er das Studium als Gartentechniker ab und ist bis 1945 vor allem landschaftsgärtnerisch tätig, ab Februar 1937 ist er in der Reichskammer der bildenden Künste als Gartengestalter eingetragen. Nach der Befreiung vom NS-Regime ist er zunächst im Auftrag der Alliierten und schließlich freischaffend als Gartenarchitekt tätig. 1948 beginnt er seine Lehrtätigkeit an der Hochschule für bildende Künste Berlin, wird dort 1953 außerordentlicher Professor und folgt 1966 einem Ruf an die Technische Hochschule Stuttgart, wo er das Institut für Landschaftsplanung aufbaut und leitet.

Über Jahrzehnte hinweg zeichnet sich Rossows Wirken durch eine intensive Kooperation mit Architekten, Stadtplanern und bildenden Künstlern aus. Der Deutsche Werkbund stellt dabei ein wichtiges Forum der fachübergreifenden Diskussion, vor allem aber auch der öffentlichen Stellungnahme dar. Seit Gründung der Berliner Gruppe des Werkbundes 1949 ist Rossow deren stellvertretender Vorsitzender, nach dem Tode Heinrich Tessenows übernimmt er 1951 für achtzehn Jahre den Vorsitz des DWB-Berlin.

Insbesondere im Rahmen von Ausstellungen und Tagungen leistet Walter Rossow engagierte Beiträge zu fachlichem Diskurs und öffentlichkeitswirksamer Vermittlung. Er ist ab 1954 im Leitenden Ausschuss der Internationalen Bauausstellung Berlin 1957, gestaltet die Außenanlagen des Deutschen Pavillons zur Weltausstellung 1958 in Brüssel und ist für die Gartenschauen in Stuttgart 1961 und in Karlsruhe 1967 beratend tätig, um nur einige Beispiele zu nennen.

Walter Rossow ist in zahlreichen Gremien engagiert, unter anderem im Beirat für Raumordnung, in den er 1973 berufen wird. Von 1976 bis 1986 ist Rossow Direktor der Sektion der Baukunst der Akademie der Künste Berlin.

Zu Quellenlage und Forschungsfragen

Dem Baukunstarchiv der Akademie der Künste übergibt Walter Rossow 1991 seinen umfangreichen beruflichen Nachlass. Dieser umfasst Bauakten und Planmaterial zahlreicher Projekte ebenso wie Dokumente zu seinem Engagement in Gremien und Institutionen. Ca. 50 lfm Akten sind inzwischen durch eine vorläufige Findhilfe erschlossen, dazu kommen rund 150 Planrollen.

Am Beispiel von Publikationen und Vorträgen sowie Beiträgen zu Ausstellungen und Tagungen sollen zunächst wesentliche Positionen Walter Rossows herausgearbeitet werden: Welche Einschätzung der professionellen und gesellschaftlichen Situation vermittelt er, welchen Handlungsbedarf sieht er, welche Strategien schlägt er vor? Inwieweit bezieht er sich auf fachliche Ansätze älterer Generationen von Berufskollegen, von welchen fachlichen Haltungen und Entwicklungen distanziert er sich, welche Begriffe und Vorstellungen prägt er?

Bezogen auf die Ausstellungen und Tagungen soll auch nach dem Selbstverständnis und den Zielen der Veranstalter gefragt werden. Welche Kooperationspartner und Adressaten werden angesprochen, welche Strategien der Vermittlung wählen sie?

Einige Themenfelder erscheinen hierbei besonders interessant zu sein: Welche Vorstellungen vom Verhältnis Stadt / Land kommen zum Ausdruck? Welches Planungs- und Demokratieverständnis ist in den Diskussionen erkennbar? Welche Bedeutung und Rolle wird der Öffentlichkeit beigemessen?

Nachfolgend soll am Beispiel einiger Veranstaltungen aus den Jahren 1957 bis 1967 ein Einblick in Positionen und Agieren Rossows und weiterer Akteure gegeben werden.

Die thematische Schau „Die Stadt von morgen“ zur Interbau 1957 in Berlin

Zur Interbau 1957 wird das nach massiven Kriegszerstörungen im Stil der internationalen Nachkriegsmoderne aufgebaute Hansaviertel als „Stadt von heute“ präsentiert. Doch mit der begleitenden thematischen Schau „Die Stadt von morgen“ soll die Öffentlichkeit als „fordernder Bauherr“ für die noch sehr viel weiter reichenden Idealvorstellungen der Planer gewonnen werden. Planungsgrundsätze und –beispiele werden anschaulich für die „gegliederte und aufgelockerte Stadt“. Die Ausstellung wird unter Federführung des Architekten Karl Otto konzipiert. In zwei jeweils zweitägigen Arbeitsgesprächen, den sogenannten „Bauherrengesprächen“, wird das Programm der Ausstellung diskutiert.² Ein Planungsschema des Architekten Erich Kühn bildet die Vorlage für diese Gespräche wie auch für die spätere Ausarbeitung der Planungsbeispiele.

Rossow dringt in den Bauherrengesprächen auf die Rolle von „Grünflächen als Produktivflächen, nicht als Stadtgärtchen“.³ Die städtebauliche Forderung „Mehr Grünflächen!“ sei nur erfüllbar, wenn diese Grünflächen nicht mehr nur „Stadtplätzchen“ seien, deren ununterbrochene Pflege in zehn Jahren soviel koste wie eine neue Anlage.⁴ Sehr schöne Beispiele von kleingärtnerischer Nutzung und Parks habe Hermann Mattern in Kassel aufgebaut. Sowohl Rossow wie auch Mattern, der ebenfalls an den Gesprächen teilnimmt, legen größten Wert auf einen Kreislauf des städtischen Abfalls. Im Ausstellungsteil „Stadt und Natur“⁵ belegen zahlreiche Schemazeichnungen die Bedeutung, die sie diesem Thema beimessen. In ihrer Argumentation für eine „organisch geschlossene Grünplanung“ sind Anknüpfungspunkte an Konzepte Leberecht Migges⁶ erkennbar. Auch Reinhold Lingner⁷ sowie Georg Pniower⁸ propagieren gleichermaßen eine umfassende städtische Abfall- und Kompostwirtschaft.

Im Ausstellungsteil „Stadt und Natur“ – federführend ist Rossow - wird die Industrie- und Siedlungsflächenentwicklung der vergangenen Jahrzehnte scharf kritisiert: „Dramatische Umwälzungen im wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Bereich haben auf dem Antlitz der Landschaft flächenweise ein ‚Schlachtfeld‘ hinterlassen. Ein Chaos von Städten, schlechten Wohnungen, Industrieanlagen, Verkehrswegen und Landresten ist geblieben, in das hinein immer wieder Neues gebaut und geflickt wird und unter dem die Natur, die Landschaft, die Wälder, Bäche und Flüsse begraben und vernichtet werden.“⁹ Die Forderung lautet daher: „Aus dieser Lage muß das Verhältnis Stadt und Natur heute neu geordnet werden. Es ist nicht mehr ein Problem der Grünflächen in der Stadt selbst, vielmehr ein weiter reichendes Problem der Ordnung unserer Landschaft, der Beziehung von Stadt und Land und – nicht zuletzt um des Menschen willen – eine Frage der Beziehung von Mensch und Natur.“¹⁰

Tagungen des Deutschen Werkbundes 1959 in Marl und 1960 in München

Auch innerhalb des Deutschen Werkbundes werden seit spätestens 1956 Stimmen laut, die sich dieser Thematik annehmen wollen. Diesen Vorstößen war Rossow zunächst mit Skepsis begegnet und hatte „betont, dass die Fragen der Landzerstörung auch bereits in der thematischen Schau der Interbau ‚Die Stadt von morgen‘ behandelt seien und man solle, bevor man in dieser Richtung nähere thematische Überlegungen anstelle, die Schau in Berlin ansehen.“¹¹ Auf Einladung Rossows trifft man sich 1957 tatsächlich zu einer „Geburtstagsfeier en famille“ in Berlin. Der erste Vorsitzende, Hans Schwippert, äußert: „Es gehe im Augenblick der Erinnerung an 50 Jahre werkbundlicher Arbeit, wie er glaube, darum, den Aufgaben des DWB aus seinem ersten halben Jahrhundert – der Veredelung gewerblicher Arbeit – die neue zeitgerechte Großaufgabe seiner nächsten großen Wegstrecke – den Kampf um die Sicherung der Grundlagen menschlichen Lebens auf dieser Erde – anzufügen.“¹² Doch es wird schließlich noch bis 1959 dauern, bis sich die Mitglieder des Deutschen Werkbundes „zur Information und Beratung zur

Sache“ treffen: „Die große Landzerstörung“ ist Thema der Jahrestagung in Marl.

Bereits seit Erscheinen der Werkbund-Zeitschrift *Werk und Zeit* im Jahr 1952 belegen Beiträge von Hans Schmitt-Rost, Carl Oskar Jatho und anderen Autoren eine zunehmende Kritik an der baulichen Entwicklung im Zuge der Wirtschaftswunderjahre. Zu beobachten ist dabei ein deutlicher Tenor im Sinne der Heimatschutzbewegung, kritisiert wird eine „Verhäßlichung der Erde durch den Menschen“¹³. Rossow, der erst ab 1957 und zunächst zu anderen Themen in *Werk und Zeit* publiziert, betont in seinem Vortrag in Marl wie auch in internen Beratungen jedoch, dass vor allem die Frage der Funktions- und Regenerationsfähigkeit der natürlichen Lebensgrundlagen entscheidend sei, erst dann könne man auch über Fragen der Ästhetik reden. Zwei Monate nach der Tagung in Marl wird Rossow durch die Mitgliederversammlung des Werkbundes mit der Federführung der Aktivitäten zur „Grossen Landzerstörung“ betraut. Der Werkbund beabsichtigt, als „eine Art synchronisierendes Sprachrohr“¹⁴ aufzutreten. Rossow sucht Kontakt zu Verbänden, kommt jedoch schließlich zu der Einschätzung, dass es kaum geeignete Organisationen gebe.¹⁵

Während der Jahrestagung in München 1960 tritt der Werkbund mit der „Äußerung des Deutschen Werkbundes zur großen Landzerstörung“ an die breite Öffentlichkeit; Publizisten werden eingeladen und 120 ausgewählte Zeitungen und Zeitschriften per Post informiert. Die „Äußerung“ bezieht scharf Position gegen „die planlose Ausbreitung der Siedlungs- und Industrieflächen“ und gipfelt in der Forderung „Die Landschaft muß das Gesetz werden“.¹⁶

In den folgenden Jahren orientieren sich die Diskussionen und Aktivitäten des Werkbundes immer stärker auf das Thema Raumordnung.

Ausstellung „Land + Wasser = goldener Boden“ zur BUGA Karlsruhe 1967

Begleitend zur BUGA Karlsruhe 1967 findet im Landesgewerbeamt die von Walter Rossow, Elmar Wertz und Ingeborg Heede konzipierte Ausstellung „Land + Wasser = goldener Boden“ statt.

Von den Verfassern war beabsichtigt worden, eine Ausstellung erheblich größeren Umfangs in einer temporären, offenen Halle innerhalb des Gartenschaugeländes zu präsentieren - die Ausstellung „Die Stadt von morgen“ war in einem temporären Pavillon im Berliner Tiergarten veranstaltet worden. Auch der Titel „Land von morgen“, der in Konzepten und Korrespondenz zunächst für die in Karlsruhe geplante Ausstellung verwendet wird, lässt auf die Absicht schließen, an das Berliner Ausstellungskonzept anzuknüpfen und dieses weiterzuentwickeln.

Im Vergleich zur Ausstellung „Die Stadt von morgen“ weist der Arbeitstitel „Land von morgen“ bereits auf den nun umfassenderen räumlichen Bezugsrahmen der Ausstellung hin. Auch auf inhaltlicher Ebene sind veränderte Positionen erkennbar: Die Verfasser der

Ausstellung „Land + Wasser = goldener Boden“ plädieren mit der Parole „Abschied von der Siedlung – Rückkehr zur Stadt“ ausdrücklich für einen stark verdichteten Städtebau. Von dem Leitbild mit Grünzügen durchzogener „Nachbarschaften“, für das 1957 geworben wurde, nehmen die Verfasser Abstand und sprechen in einem ihrer Konzepte jetzt von der „umgekehrten Oase“, von Zonen dichter Bebauung in unbebauter Landschaft.¹⁷ Die Überlegungen basieren auf der Annahme zunehmenden demographischen Wachstums sowie steigender individueller Flächeninanspruchnahme.

Das im selben Jahr zur Weltausstellung in Montreal von Moshe Safdie realisierte, spektakuläre Projekt „Habitat 67“ führen sie als eines der zukunftsweisenden Beispiele an. Doch vor allem stellt die Ausstellung ein Plädoyer für das Planen im regionalen Maßstab dar. Als Beleg für die Tragfähigkeit dieser Planungsebene werden u. a. die Randstadt in den Niederlanden sowie der Großraum Hannover angeführt.

Am Beispiel des Oberrheintales werden Szenarien zukünftiger Entwicklung diskutiert. Das „Planungsmodell Offenburg-Kehl“ soll exemplarisch veranschaulichen, wie zukünftig Flächenansprüche für Siedlung und Industrie in regionalem Maßstab gelenkt werden könnten. Gemeindegrenzen werden dabei ausdrücklich nicht berücksichtigt. Die zukünftige Siedlungsstruktur soll zu einer Bandstadt mit konzentrierten Siedlungs- und Industrieflächen entlang bestehender Verkehrsachsen entwickelt und dem Wachstum entsprechend stufenweise ausgebaut werden. Der Modellcharakter wird von den Verfassern dabei ausdrücklich betont: Es sei lediglich ein möglicher Vorschlag für die Entwicklung, Abgrenzungen könnten im Detail ebenfalls in anderer Form vorgenommen werden.

Während seit Beginn der 1960er Jahre die fachliche Diskussion sich am Thema „Urbanität“ orientiert und im Titel einer 1963 in Gelsenkirchen veranstalteten Tagung sogar die Vorstellung erkennbar ist, es könne „Urbanität durch Dichte“¹⁸ hergestellt werden, zeigt sich Rossow diesem Begriff gegenüber jedoch skeptisch und ablehnend. Zwar folgt er mit der Forderung nach verdichteten Stadtstrukturen dem zeittypischen Trend, doch plädiert er in seinem Vortrag zum ifla-Kongress 1966 weiterhin für eine „grüne Mitte“.¹⁹ Diese sei „für viele ein Schreckenswort, besonders für Urbanitätsfanatiker und Anhänger der Dichte und Enge um jeden Preis“. Als Belege für den Erfolg von Grün in der Stadtmitte führt Rossow München mit dem Englischen Garten, sowie Hamburg, Berlin und Karlsruhe an.²⁰

Die Argumentation für eine Konzentration und Neugründung von Städten stützt sich auf Überlegungen zur Wirtschaftlichkeit der infrastrukturellen Erschließung. Doch ein wesentliches Anliegen der Verfasser ist die Sicherstellung der Wasserversorgung. Es sei, argumentiert Walter Rossow, in früheren Zeiten sinnvoll gewesen, Städte an Wasserläufen zu gründen. Dies entspreche jedoch nicht mehr den aktuellen Anforderungen, sondern stelle in zunehmendem Maß eine Gefahr dar. Die Flusstäler seien von baulicher

Entwicklung freizuhalten.

Als „Hebel“ und konstruktives Beispiel soll das Planungsmodell „Offenburg-Kehl“ zu einem grundsätzlichen Umdenken beitragen. Es wirbt für den Gedanken einer langfristig vorausschauenden „Landordnung“ und für eine „nüchterne Betrachtungsweise“ von Landschaft. Landschaft könne nicht durch Gesetz geschützt werden, sondern nur durch die Planungsmethode.²¹

Die „Kontaktgespräche am Oberrhein“ in Offenburg 1968

Um die Ansätze des „Planungsmodells Offenburg-Kehl“ einer breiten Öffentlichkeit vorzustellen und mit ausgewählten Gruppen zu diskutieren, veranstaltet die Planungsgemeinschaft Mittelbaden im Rahmen der Offenburger Maiwoche 1968 drei „Kontaktgespräche ‚Zukunft am Oberrhein‘“. Schüler der Oberschulen, junge Familien sowie führende Akteure aus Wirtschaft und Verwaltung sind jeweils zu den Gesprächen eingeladen, die von Soziologen moderiert werden. Ein vom Südwestfunk mit den Autoren der Ausstellung produzierter halbstündiger Film veranschaulicht plakativ die nach Ansicht der Verfasser absehbaren Tendenzen sowie die von ihnen propagierten Entwicklungsalternativen. Dieser Film soll kritische Stellungnahmen nicht nur zulassen, sondern sogar wecken.²²

Ebenso wie die Ausstellung „Die Stadt von morgen“ und die Werkbund-Tagungen stellen die Veranstaltungen in Karlsruhe Beispiele für den starken Öffentlichkeitsbezug der Aktivitäten Walter Rossows dar.

Zusammenfassung und Ausblick

Zum jetzigen Stand der Arbeit zeichnet sich ab, dass Rossow sich bereits frühzeitig für eine umfassende planerische Vorgehensweise einsetzt und die Stadt als Teil der Landschaft auffasst. Zum Verhältnis Stadt/Land ist in den Beiträgen Rossows eine Veränderung erkennbar. Zunächst ist er ein entschiedener Verfechter der gegliederten und aufgelockerten Stadt, plädiert jedoch einige Jahre später für Konzentration und bauliche Verdichtung. Allerdings hält Rossow am Konzept einer „grünen Mitte“ fest. Näher zu untersuchen ist hier, inwieweit dies zeittypischen Tendenzen entspricht oder möglicherweise einen Vor- oder Rückgriff darstellt.

Bezüglich des Landschaftsbegriffs fällt auf, dass Rossow für eine ‚sachliche‘ Haltung wirbt und sich gegen ‚sentimentale‘ Auffassungen wendet. Insbesondere kritisiert er bereits frühzeitig und über Jahrzehnte hinweg Vorstellungen einer „landschaftsgebundenen Bauweise“.

Mit seinen Forderungen nach „Landordnung“ auf der Grundlage einer „Landschaftsanalyse“ prägt Rossow eigene Begriffe und Konzepte. Hier soll in einem nächsten Schritt gefragt werden, ob Bezüge beispielsweise zu fachlichen Ansätzen wie dem von Hermann

Mattern propagierten „Landschaftsaufbauplan“ oder der „Landschaftsdiagnose“ von Reinhold Lingner und Kollegen in der ehemaligen DDR aufgezeigt werden können.

Schließlich ist der Stellenwert, den Walter Rossow der Öffentlichkeit beimisst, bemerkenswert. Hier ist die Frage interessant, wie seine Haltung und die weiterer Akteure zwischen dem volkspädagogischen Anspruch einer „Unterrichtung der Öffentlichkeit“ und den allmählich aufkommenden partizipatorischen Bestrebungen einzuschätzen ist.

Anmerkungen

- 1 Hervorzuheben ist: Rossow, Walter: Die Landschaft muß das Gesetz werden, hrsg. von Monika Daldrop-Weidmann, Stuttgart, 1991
- 2 Hierzu siehe ausführlich: Wagner-Conzelmann, Sandra: Die Interbau 1957 in Berlin. Stadt von heute – Stadt von morgen. Städtebau und Gesellschaftskritik der 50er Jahre, Petersberg, 2007
- 3 Die Stadt von morgen, 1. Arbeitsgespräch, Berlin, 28./29. Oktober 1955; S. 75; WRA 20/10, S. 35
- 4 Ebd., S. 64
- 5 Die vier thematischen Teile der Ausstellung sind: „Stadt und Mensch“, „Stadt und Natur“, „Stadt und Verkehr“ sowie „Stadt und Gesundheit“.
- 6 Vergleiche hierzu Migges Konzepte einer „bodenproduktiven Abfallwirtschaft“; Hahn, Dr.-Ing.; Migge, Leberecht (Hg.), Der Ausbau eines Grüngürtels der Stadt Kiel, Kiel, 1922, S. 21ff
- 7 Lingner, Reinhold: Die Stadtlandschaft, in: Neue Bauwelt, Jg. 3 (1948), H. 6, S. 83-83; S. 86
- 8 Vgl. Pniower, Georg: Bodenreform und Gartenbau, Berlin, 1948, S. 75
- 9 Vgl. Otto, Karl (Hg): Die Stadt von morgen. Gegenwartsprobleme für alle, Berlin, 1959, S. 42
- 10 Vgl. Otto 1959, S. 44
- 11 Protokoll der Vorstandssitzung des DWB e.V. am 05.06.57, S. 7; WRA 16/4/2
- 12 Protokoll der Vorstandssitzung des DWB e.V. am 19.09.57, S. 1; WRA 16/4/2
- 13 Schmitt-Rost, Hans, „Bedenklichkeiten auf einer Reise, in: werk und zeit Jg. 1 (1952), H. 4. Zu Anliegen der Heimatschutzbewegung siehe ausführlich: Edeltraut Klueting, Heimatschutz, in: Diethart Kerbs; Jürgen Reuleck (Hg.): Handbuch der deutschen Reformbewegungen 1880-1933, Wuppertal, Peter Hammer Verlag, 1998, S. 47-57
- 14 Protokoll der Vorstandssitzung und Mitgliederversammlung des DWB e. V. am 14.12.59, S. 8; WRA 16/8/1
- 15 Protokoll der Vorstandssitzung und Mitgliederversammlung des DWB e.V. am 22.07.60, S. 10; WRA 16/8/2
- 16 Rossow, Walter: Werkbundtagung München, in: *Werk und Zeit*, Jg. 9 (1960)
- 17 Manuskript „Ausstellung Karlsruhe“, datiert 12.11.65, o. Verf. [Rossow hdschr.: „Wertz“]; WRA 20/36
- 18 Boeddinghaus, Gerhard (Hg.): Gesellschaft durch Dichte. Kritische Initiativen zu einem neuen Leitbild für Planung und Städtebau 1963/1964 (Bauwelt Fundamente 107), Braunschweig/Wiesbaden, 1995, S. 7

- 19 Rossow, Walter: Die grüne Mitte der Stadt, in: Garten und Landschaft, Jg. 77 (1967), H. 1, S. 1-4, S. 1
- 20 Ebd.
- 21 Landordnung. Bericht über eine Ausstellung [bearb. von Christoph Valentien], in: der architekt, Sonderdruck [o. J., um 1968]; S. 4
- 22 Planungsgemeinschaft Mittelbaden (Hg.), Kontaktgespräche Zukunft am Oberrhein. Gesprächsgruppe: junge familie [sic], Offenburg [ohne Jahr], S. 3

Die Blumen- und Gartenschauen auf der „Grünen Woche“ Berlin in den fünfziger Jahren

Die heutige Hauptstadt der Bundesrepublik ist stolz auf ihre zahlreichen Grünanlagen, Parks, Blumenbeete und Kleingärten. Sie sind Bestandteil des öffentlichen Lebens und besitzen neben ihrem hohen Erholungswert auch touristische Relevanz. Wer allerdings vermutet, dass all dies auch verbunden ist mit einer der bekanntesten und noch immer wichtigsten Ausstellungen Berlins, nämlich der „Grünen Woche“?

„Der Berliner ist ein echter Großstädter, er liebt Grünanlagen, Gärten, Tiere, Natur, kurz alles Lebendige und Ursprüngliche. So hat die ‚Grüne Woche‘ immer sein lebhaftes Interesse erregt.“¹:

Der Beginn der „Grünen Woche“ nach dem Zweiten Weltkrieg und ihre Bedeutung für das Berliner Stadtbild

Noch während Berlin in Trümmern lag und die tägliche Not das Dasein bestimmten, wurde bereits seit 1946 mit dem Gedanken gespielt die alte Ausstellungstradition, die die ehemalige Reichshauptstadt vor dem Krieg genossen hatte – die „Grüne Woche“ bestand, neben anderen Ausstellungen, bereits zwischen 1926 und 1939 –, wieder ins Leben zu rufen. Neben einigen kleineren Ausstellungen, die lokalen Charakter besaßen und auf den Wiederaufbau der Stadt ausgerichtet waren, wurden die Planungen zur Wiedererrichtung der „Grünen Woche“ ab 1947 immer konkreter und ein Jahr später fand dann tatsächlich die erste Ausstellung statt².

Da das Berliner Messe- und Ausstellungswesen 1948 noch nicht in dem Maße organisiert war um eine derartige Schau durchzuführen, nahm der Zentralverband der Kleingärtner, Siedler und bodennutzenden Grundbesitzer e.V., unter seinem ebenso rührigen wie populären Vorsitzenden Wilhelm Naulin, das Heft in die Hand und schaffte im Spätsommer des Jahres eine Wiedereröffnung. Dadurch, dass die „Grüne Woche“ als Gartenbauausstellung ihren Wiederbeginn gestaltete (ab 1951 ging sie wieder zur traditionellen Ordnung der jährlichen Winter-Landwirtschaftsausstellung über), nahm der Garten- und Landschaftsbau im Rahmen der Messe von nun einen bedeutenden Teil ein. Und was (nicht nur) für den Berliner hier nebenbei erwähnt sei: insbesondere dem Zentralverband und seinem Vorsitzenden Naulin hat es die Stadt zu verdanken, dass ihr durch seine Beharrlichkeit die zahlreichen Grünflächen und Kleingartensiedlungen erhalten blieben, als der Berliner Senat diese Flächen, insbesondere in den vierziger und fünfziger Jahren, zum größten Teil zur Bebauung nutzen wollte.

Ab 1949 übernahmen die „Berliner Ausstellungen“ (unter der Gesamtleitung von Direktor G. Wiemer) im Eigenbetrieb von Groß-Berlin die Veranstaltung der „Grünen Woche“. Mit ihr verbunden war in jenem Jahr auch die Meisterschau der Berliner Blumenbinder.

Insbesondere nach der Währungsreform und der Berlin-Blockade durch die Sowjets beschränkte sich die gärtnerische und landwirtschaftliche von Berlin auf das Stadtgebiet selbst. Von Anbeginn an ging die Ausstellungsleitung enge Verbindungen zu Ämtern, Verwaltungseinrichtungen, Verbänden und (auch politischen) Organisationen ein. Für die Wiederbegrünung der Stadt erwiesen sich die West-Berliner Gartenbauämter als wichtigster Partner dieses Anliegens. Die Ausstellung half dabei die Idee zu verbreiten, Berlin wieder den Ruf einer „Weltstadt im Grünen“ einzubringen. Die Gartenarchitekten erhielten dadurch die Möglichkeit, ihre Pläne einer breiteren Öffentlichkeit vorzustellen. Demnach sollte im Stadtzentrum jede Möglichkeit genutzt werden, um zu neuen Grünanlagen zu kommen. Richtige Verteilung der Grünflächen unter besonderer Berücksichtigung des inneren Stadtgebiets und richtige Zuteilung der verschiedenen Grünflächenarten ihrer Nutzung und Bestimmung nach auf die einzelnen Stadtteile nach, war das Grundanliegen.

„*Erholsame Oasen in der Großstadt*“³:

Kleingärtnerische Tätigkeit auf der „Grünen Woche“ und der Wirtschaftsfaktor Gartenbau

Von jeher hat die „Grüne Woche“ für die Landwirtschaft große Bedeutung gehabt. Bereits während des Zweiten Weltkrieges und in den ersten Nachkriegsjahren gewann die Kleingartenbewirtschaftung an Bedeutung. Um die Erträge dessen zu steigern, ergab sich das Bedürfnis, dem Kleingartenwesen im Rahmen der Ausstellung einen immer größeren Rahmen beizumessen. Die Ausstellungen der ersten Nachkriegsjahre (bis 1953) hatten den Zweck, allen Gartenfreunden – den Ausstellern wie den Besuchern – Gelegenheit zu geben, Erfahrungen und praktisches Wissen auszutauschen, um die Möglichkeiten einer Steigerung des Ertrages aufzuzeigen.

Ertragssteigerung und Volksernährung waren jedoch nur eine Seite der Medaille. Ebenso wurde mit der „Grünen Woche“ der ethische Wert des Kleingarten- und Siedlungswesens betont: „Durch die Tätigkeit im Freien wird die Liebe zur Natur geweckt und gleichzeitig dem Großstädter die Bedeutung der Klein- und Siedlergärten vor Augen geführt, die nicht nur zusätzliche Ernährung bringen, sondern in hohem Maße als Erholungsstätten dienen und dem Schaffenden die notwendige Entspannung geben.“⁴ – Die „Grüne Woche“ als Bindeglied zwischen den am Wiederaufbau der Stadt tätigen (Bauarbeiter, Trümmerfrauen etc.) und der Erhaltung deren Arbeitskraft durch die Schaffung (natürlicher) Erholungsinseln.

Blumen- und Zierpflanzenbaubetriebe waren die zahlreichsten Vertreter des Berliner Gartenbaus auf dem Ausstellungsgelände. Ohnehin waren die großen Gemüsebaubetriebe in Ost-Berlin konzentriert. Der Gartenbau stellte im Rahmen der West-Berliner Wirtschaft der frühen fünfziger Jahre einen beachtlichen Wirtschaftsfaktor dar, und nicht unerheb-

liche Kapitalien wurden durch ihn in Umlauf gebracht. In den drei Westsektoren Berlins befanden sich noch rund 1200 gärtnerische und landwirtschaftliche Betriebe. Der Anteil der Betriebe des Blumen- und Zierpflanzenbaus am Erwerbsgartenbau betrug ca. 80 Prozent. Dieser hohe Prozentsatz hing ebenfalls mit dem „Mangel an Boden“ zusammen, denn der Blumen- und Zierpflanzenanbau konnte auch auf kleinen Flächen wirtschaftlich sein.

Die „Grüne Woche“ machte es sich innerhalb dieses Kontextes mit zur Aufgabe, durch intensive Blumenwerbung bei der Bevölkerung Berlins Verständnis dafür zu wecken, dass die in West-Berliner Gärtnereien kultivierten Blumen vielen tausend Arbeitern das Einkommen und der Gesamtwirtschaft erheblichen Umsatz sichern⁵. Bereits 1949 konnte mit der Bild- und Planschau der Gartengestalter und Landschaftsgärtner „Die große Frühlingswiese“ die Leistungsfähigkeit auf dem Gebiet der privaten Gartengestaltung demonstriert werden. Diese und in den Folgejahren weitere Ausstellungen im Rahmen der „Grünen Woche“ zeigten, dass der Blumen- und Zierpflanzenbau in der Lage war, zu allen Jahreszeiten die Bevölkerung mit Schnittblumen und Topfpflanzen nach Art und Qualität ausreichend zu versorgen. Zumal West-Berlin, bedingt durch die sich abzeichnende deutsche und Berliner Teilung, „ohne Hinterland“ war.

„Ein blühender Frühlingsgarten – draußen ein wechselvoller Winter!“⁶:

Gartenbau und Blumenkunst auf dem Ausstellungsgelände

Nach den „äußeren“ Faktoren im Rahmen der „Grünen Woche“ nun zu den „inneren“, also den Ausstellungsinhalten an sich. Die Hallenschau des Gartenbaus entwickelte sich in den fünfziger Jahren zu einem der Hauptanziehungspunkte für das Publikum. Dies wird nachvollziehbar wenn man sich vor Augen führt, dass der Gartenbau dem Besucher, insbesondere dem Großstädter, am ehesten in seinem Wunsch nach Naturerlebnis entgegen kommt. Seit etwa 1953/54 stand bei der ausstellungstechnischen Darstellung des Kleingartens nicht mehr nur in erster Linie der wirtschaftliche Nutzen im Vordergrund, sondern die Blumen und Pflanzen⁷.

Seit 1951 ist der Landes-Fachverband „Blumenbindereien Berlin“ mit einer Gemeinschaftsschau an der „Grünen Woche“ beteiligt. 1953 hatte die Kuppelhalle (Halle V und Va, sog. „Brandenburg-Halle“) den Charakter einer Ladenstraße, in der die verschiedenen Möglichkeiten der Verwendung von Blumen in Glasvittrinen zur Schau gestellt wurden. Ein Jahr später dann wurde die Kuppelhalle beherrscht von einem unregelmäßig geformten Wasserbecken, das von Rasen und schilfartigen tropischen Pflanzen umsäumt war. Ein über das Wasser gelegter Baumstamm war mit epiphytisch wachsenden Orchideen besetzt, deren lange Blütenrispen durch ein Fischernetz wuchsen, in dem sich Seeigel und andere tropische Meerestiere befanden.



Abb. 1, „Grüne Woche Berlin 1954“, Ansicht einer Kleingartenscholle mit Rosenterrassengarten und Springstrahl, Fotografie 1954 (Mit freundlicher Genehmigung der Messe Berlin GmbH)

Verbunden mit den Blumen- und Pflanzenschauen waren zumeist auch Sonderschauen zum Thema. Diese sollten, wenn möglich, alle Themen des Alltages abdecken, die mit Blumen zu tun hatten. Als da beispielsweise wären: Blumenbindekunst, Blumen in der Wohnung und am Arbeitsplatz, Blumen zu besonderen Anlässen oder praktische Anleitungen zur Blumenzucht. Die Ausstellung des Jahres 1954 war so konzipiert, dass der Besucher, wenn er aus der Blumenhalle kam, sich in einen großen Garten versetzt fühlte. Ein Blick von den Treppen herunter auf den blühenden Frühlingsgarten sorgte dafür. In einer weiteren 3700 qm großen Halle, war ein von einer Frühlingsblumenwiese beherrschter Garten angelegt.

Mitte der fünfziger ging die ausrichtende Messe Berlin GmbH und die mit diesem Teil der Ausstellung verbundenen Organisationen neue Wege in der Ausstellungstechnik. Erstmals wurde auf einen Rundweg durch die Halle verzichtet und stattdessen ein 11 bis 12m breiter angelegt, der hindurch führte. Damit beschritt man in der Technik der Gestaltung von Hallenschauen Neuland. 1954 befand sich im Mittelpunkt eines großen Knicks in der Wegführung ein Orchideenpavillon. Zu den wichtigsten und publikumswirksamsten Anlagen zählten: die Frühlingsblumenwiese, der Heidegarten (als Gaststättengarten), Keramik und Ostergarten, der Blumenzwiebelgarten, Einzelstände des Blumen- und Zierpflanzenbaues, diverse Blumen- und Obsttürme und schließlich auch das Obst- und Gemüse überhaupt.

Die ästhetischen und publikumswirksamen Aspekte stellten nur die eine Seite dar. Der Besucher, auch der Laie, sollte durch die Ausstellung stets auch angeleitet und weitergebildet werden. Pflanzenzucht und die Bekämpfung von Schädlingen zählten ebenso dazu wie beispielsweise auch Anregungen zur Verschönerung des eigenen Gartens oder wie man Gartenlauben im Eigenbau erstellen konnte.

Dem Thema „Garten“ widmete im Laufe der fünfziger Jahre die „Grüne Woche“ wachsende Aufmerksamkeit. Im Jahr 1957 lautete das Motto der Ausstellung „Gartenbau und Landtechnik“. Dazu waren allein 15.000 frische Blumen in die Halle verpflanzt worden. Der Gartenbau war ein Jahr später bereits so reichhaltig geworden, dass die Veranstalter sich entschlossen hatten, den gärtnerischen Ausstellungsbeitrag in mehrere Schauen aufzugliedern. Neben den Schauen des internationalen Obst- und Gemüsebaues, der Blumenbinder, der Kleingärtner und der Landschaftsgärtner, die (erstmalig in gesonderter Halle) ihre technische Leistungsfähigkeit im Zusammenhang mit fortschrittlicher Mechanisierung zeigten, war eine Halle des Gartenbaus zur zusammengefassten Werbung der Gartenkultur vorhanden⁸. Diese „Blumenhalle“, wie sie bald genannt wurde, war aus dem Erscheinungsbild der „Grünen Woche“ nicht mehr wegzudenken. Der alljährlich kaum abreißende Besucherstrom zeigte, dass diese Darbietung gärtnerischer Leistungen ein Ausstellungsereignis war, durch das sich dem Beruf einzigartige Werbemöglichkeiten boten.



Abb. 2, Flanieren wie im Frühling konnten die Berliner und ihre Gäste mitten im Winter in der großzügigen Parklandschaft der Blumenhalle auf der „Grünen Woche“ 1960, Foto (Mit freundlicher Genehmigung der Messe Berlin GmbH)

Aufgrund der erfolgreichen Blumen- und Gartenbauschaufen auf den „Grünen Wochen“ der Vorjahre entschieden sich die Gestalter der entsprechenden Hallen ab 1958 weitere neue Wege in der Ausstellungstechnik zu gehen. Folgende Grundgedanken wurden für künftige Schauplanungen wegweisend: Ein klares Gesamtbild mit bestimmender Linienführung, einseitige Anordnung des Publikumverkehrs, Zusammenfassung der Stände des Blumen- und Zierpflanzenbaus bzw. der Baumschulen, Erhaltung der Blicktiefe des Raumes, pflanzliche wie bauliche Durchdringung der Hallenhöhe und schließlich die Konzentrierung der Baulichkeiten an den Seitenwänden. Blumenfenster, Bänke, Pflanzenkübel und Blumendome sollten das Bild der Schau abrunden.

Für die Ausstellung in der Blumenhalle 1960 hatte sich der Architekt etwas Besonderes ausgedacht. Sie war gegen das Tageslicht völlig abgeschirmt und nur gezielt eingesetzte Scheinwerfer erhellten die mannigfaltige Blütenpracht. In jenem Jahr betonte der Schirmherr der Ausstellung, Bundespräsident Heinrich Lübke, die besondere Funktion der Gärten als „Erholsame Oasen in der Großstadt“. Insbesondere im Hinblick auf die damalige 40-stündige Arbeitswoche nahm die Frage nach „sinnvoller Freizeitgestaltung“ noch zu. Der Zentralverband der Kleingärtner, Siedler und bodennutzenden Grundbesitzern e.V., stellte daher seine Kleingartenschau unter das Motto „Gärtnern um des Menschen willen“. Ein dabei artikulierter Impetus war auch, die „Großstadtjugend durch den pflegerischen Umgang mit der Pflanzenwelt der Natur näherzubringen“⁹.

Nach Plänen von Dipl. hort. H. Bournot wurden drei Gartentypen zur Schau errichtet: eine neuzeitliche Anlage mit Obst- und Beerenkulturen, Ziersträucher und Blumenrabatten für den Berufstätigen, ein für Pensionäre, Rentner und kinderreiche Familien gedachter Wirtschaftsgarten, bei dem das Schwergewicht im Anbau von Obst und Gemüse lag, und ein Ziergarten mit ausgedehnten Blumenflächen für den Erholungssuchenden. Prof. Herbert Noth entwarf, auf Veranlassung der Bundesregierung, die die Förderung des Familienheims anstrebte, ein modernes Siedlungshaus mit einer Terrasse und einer Wasseranlage mit mehreren Fontänen im Garten. Zwei weitere von ihm stammende Entwürfe wurden auf der „Grünen Woche“ gezeigt: eine Bungalow- und eine Pergola-Laube.

Seit den ausgehenden fünfziger Jahren nahm auch die „Berliner Landschaft“ einen größeren Stellenwert innerhalb der Ausstellung ein. Sonderschaufen des Hauptamtes Grünflächen beim Senator für Bau- und Wohnungswesen gehören ebenso dazu, wie beispielsweise fotografische Darstellungen der Berliner Naturschutzgebiete und die Landesforstverwaltung West-Berlin stellten den Wert des Waldes nicht mehr nur im wirtschaftlichen Sinne dar, sondern vielmehr als Stätte der Erholung, zugleich als grünen Gürtel der Stadt mit gewichtiger klimatischer Bedeutung.

„Lasst doch Blumen sprechen!“¹⁰:

Abschließende Bemerkungen über Wirkungen der Blumen- und Gartenschauen der „Grünen Woche“ auf Stadt, Gesellschaft und Politik

Kleingärten und Grünflächen haben als Teil des öffentlichen Grüns auch eine städtebauliche Funktion. Schon auf den „Grünen Wochen“ der fünfziger Jahre wurde die zunehmend ökologische Funktion als Rückzugsgebiet für Flora und Fauna sowie als Stätte verantwortungsbewussten Umgangs mit der Natur dem Besucher auf unterschiedliche Weise näher gebracht. Mit und durch die „Grüne Woche“ wurde dargestellt, dass Gärten, Kleingärten, Rabatten und Grünflächen feste Bestandteile einer modernen durchgrünt und somit auch gesunden Stadt sein müssen.

Die „Grüne Woche“ war in den fünfziger zu einem wichtigen Bestandteil der Berliner (Ausstellungs-)Kultur geworden. Bis zum Mauerbau 1961 kamen in manchen Jahren bis zu einer halben Million Besucher in die Ausstellungshallen unter dem Funkturm. Die auch daraus erwachsenen politischen wie wirtschaftlichen Konsequenzen bewirkten, dass Vieles von dem, was durch die Ausstellung transportiert wurde, seinen Weg in das (West-)Berliner Stadtbild fand: Die konsequente Erhaltung und Pflege städtischer Grünanlage (auch in Krisenzeiten), deren Erholungswert, aber auch als eine Kommunikationsplattform für das Gewerbe (Pflanzen- und Blumenzucht, Baumschulen, städtische Landwirtschaft).

Durch Kooperation und Austausch mit anderen Gartenbau- und Landwirtschaftsausstellungen innerhalb der Bundesrepublik, beispielsweise mit der Hamburger IGA, kamen stetig die neuesten Errungenschaften aus Garten und Landwirtschaft nach Berlin, welche durch die „Grüne Woche“ weitere Popularisierung fanden. Zu nennen sind hierbei die Vorstellung „neuer“ (tropischer) Fruchtsorten oder neue Zucht- und Anbautechniken. Blumen- und Samenhandel erlebten im Umfeld der „Grünen Woche“ einen Aufschwung. Ebenso wurde die städtische Landwirtschaft gefördert. Die Ausstellung war der Beleg dafür, dass Großstadt und Natur sich nicht ausschlossen, was ebenso ihre Bedeutung für das Berliner Alltagsleben unterstrich.

Anmerkungen

- 1 Wiemer, Gerhard: Geleitwort zur „Grünen Woche“ 1949, in: Berliner Ausstellungen (Hg.): „Grüne Woche Berlin 1949“, Berlin 1949, S. 7.
- 2 Auf die Hintergründe dessen und die damit verbundene politische Lage einzugehen, kann nicht Gegenstand dieser Darstellung sein. Die Befunde dieses Artikels sind Teil der Forschungsarbeit für das Dissertationsvorhaben „Die ‚Grüne Woche‘ und die Landwirtschaftsausstellung der DDR in Leipzig-Markkleeberg in der deutschen Systemkonkurrenz 1948-1961“, das seit Januar 2007 von der Stiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur gefördert wird. Dort wird auf die entsprechenden Sachverhalte umfassend eingegangen:

- <http://www.stiftung-aufarbeitung.de/downloads/pdf/stip2007/Schultze.pdf>
- 3 Bundespräsident Heinrich Lübke (Schirmherr der „Grünen Woche“) über die verschiedenen Aspekte der Ausstellung (1960). In: LAB, B Rep. 010, Nr. 733.
- 4 Naulin, Wilhelm: Bedeutung des Kleingartens. In: Berliner Ausstellungen (Hg.): „Grüne Woche Berlin 1949“, Berlin 1949, S.11.
- 5 Vgl. dazu etwa Herfort, Friedrich: Der Gartenbau im Rahmen der „Grünen Woche“. In: Berliner Ausstellungen (Hg.): „Grüne Woche Berlin 1951“, Berlin 1951, S. 19. Ergänzend dazu Dobberke, Jürgen: 50 Jahre Grüne Woche Berlin. Eine Ausstellung geht mit der Zeit, Berlin (West) o.J. (1975) (hrsg. von AMK Berlin), insbesondere Seiten 38-53.
- 6 So die Selbstdarstellung des „Westberliner Gartenbaus“, der die Winterausstellung „Grüne Woche“ als „Vorschuss auf den Frühling“ anpries. In: Berliner Ausstellungen (Hg.): „Grüne Woche Berlin 1955“, Berlin 1955, S. 19.
- 7 Vgl. dazu Berliner Ausstellungen (Hg.): „Grüne Woche Berlin 1954“. Pressevorschau, S. 47f., 50, 58-61 und 62.
- 8 LAB, B Rep. 010, Nr. 542.
- 9 Ebd., Nr. 733.
- 10 Motto der Blumenhalle 1960, das von großen Strohseilen getragenen Fächern in Lettern dargestellt, vom Besucher nicht zu übersehen war. Vgl. auch Berliner Ausstellungen (Hg.): „Grüne Woche Berlin 1960“, Berlin 1960, S. 21.

Physik und landschaftliche Gartenkunst.

Überlegungen zu einer Wechselbeziehung am Beispiel der Privatgärten von Ernst II. und Charlotte Amalie von Sachsen-Gotha-Altenburg

Offenbarungen können die unterschiedlichsten Ausformungen annehmen. Als eine für die Menschheit besonders bedeutende beurteilte Voltaire (1694-1778) Isaacs Newtons (1643-1727) *Philosophiae Naturalis Principia Mathematica*, welche 1686 der Öffentlichkeit vorgestellt wurde. Am Ende der 30er Jahre des 18. Jahrhunderts ließ der französische Intellektuelle seinem beschworenen Enthusiasmus Taten folgen und verfasste eine Arbeit zu den *Grundbegriffen der newtonschen Philosophie*.¹ Mit diesem Werk reagierte der Autor auf eine aktuelle Bewegung, welche die Vermittlung der schwierigen Niederschriften Newtons für die breite Öffentlichkeit zum Ziel hatte. Die geistige Elite war sich einig, dass dem naturwissenschaftlich Interessierten die mathematisch-physikalischen Befunde wie philosophischen Horizonte popularisiert vermittelt werden mussten.² Darüber hinaus verstand man diese Übersetzungen auch als Antwort auf eine allgemeine Sprachlosigkeit, die der neue unendliche Raum des Cambridge Professors dem Zeitgenossen auferlegt hatte. Gemälde, Modelle, musikalische Hörstückchen sowie literarische Werke, übernahmen seit dem Erscheinen der *Principia* die Aufgabe, das zu visualisieren respektive zu erläutern, was Newton berechnet, beschrieben und interpretiert hatte: Der Raum ist unendlich und die Möglichkeit der wissenschaftlichen Erkenntnis ebenso. Was Letztere ausrüstet, ist das Prinzip der Experimentalwissenschaft. Folglich verliert sich die Hypothese nicht mehr in der cartesianischen Vorliebe für apriorische Gesetze und Prinzipien. Dies kam einem Befreiungsschlag gleich, ließ sich doch nun jegliche wissenschaftliche Erkenntnis aus den Naturerscheinungen ableiten.³ Zudem, so Newtons Befund, verkörpern die Erscheinungen der Natur die ‹höheren› Ursachen, und im Prozess des Erkennens wird die ‹höchste› Ursache erreicht. Er prognostiziert, dass sich durch diese Feststellung nicht nur die Naturphilosophie, sondern auch die der Moral verändern wird. Deutlich erscheinen dem Menschen dann seine „Pflichten“ gegenüber der Natur „wie gegen uns untereinander.“⁴

Herzog Ernst II. (1745-1804) und Charlotte Amalie (1751-1827), das neue Regierungspaar des kleinen Herzogtums Sachsen-Gotha-Altenburg, gingen in der allgemeinen Strömung einer Rezeption der newtonschen Weltformel noch einen Schritt weiter.⁵ Beide beschäftigten sich aktiv mit den Gegenständen und dem Erkenntnishorizont der exakten Wissenschaften, vornehmlich der Astronomie, Mathematik und Physik. Orte dieser Bemühungen waren die herzoglichen Privatgärten um das Schloss Friedenstein in Gotha. Ab 1768 entstanden auf circa 40 Hektaren in der thüringischen Residenzstadt landschaftliche Kunstwerke, die gleichermassen astronomische Beobachtungsstationen, Blitzableiter, Porträtbüsten bedeutender Mathematiker, Physiker und Philosophen so-

wie Studierhäuser im Raum einschlossen. Sie belegen eindrucksvoll die herausragende Bedeutung dieses Themenkreises für das junge Herzogspaar.

Jenseits dieser persönlichen Funktionsebenen und des offenkundigen Bezugssystems über Büsten und Kleinarchitekturen inszenierte besonders Herzog Ernst II. ein Kunstwerk, welches tief in der zeitgenössischen Interaktion zwischen der Naturwissenschaft und Ästhetik verwurzelt war. Primär bewältigten die Akteure den künstlerischen Raum im Englischen Garten des Herzogs durch vegetabile Elemente (Abb. 1). «Künstliche» Auszierungen begegnen dem Besucher hier und dort, halten sich aber - auf den gesamten Entwurf hin gesehen - zurück (Abb. 2). Fairer Weise muss angemerkt werden,



Abb. 1, Englischer Garten in Gotha, Ansicht von Osten, Aufnahme 2006

dass das Grundvokabular dieses Konzeptes seinen ersten Höhepunkt in England in den 1760er Jahren erreichte hatte und die gothasche Verarbeitung in die Fußstapfen dieser Bemühungen trat. Zur theoretischen Fundierung trugen dort maßgeblich die Werke von Edmund Burke *Enquiry into the Origin of our Ideas of the Sublime and the Beautiful* (1757) oder Thomas Whatley *Observations of modern gardening* (1770) bei. Newtons Raum bildete dabei nicht nur den Ausgangspunkt sämtlicher Denkübungen zu den Raumkünsten. Auch dessen Regeln zum Erkenntnisprozess respektive zur wissenschaftlichen Methodologie modifizierten die Autoren für den ästhetischen Gegenstand. Bewegung, Kraft, Masse, Mechanismus oder Stoß mutierten zu Schlüsselwörtern. Die Variation von unterschiedlichen Körperdichten wie -größen, so die Ansicht der Autoren, sollte den natürlichen (Garten-)Raum ausbilden und zugleich auf die physikalischen

Errungenschaften Bezug nehmen. Künstliche Zeichen, in Form von Inschriften oder Szenerien, seien im Garten zu vermeiden.⁶ Sie hemmen die Einbildungskraft und lassen das Gemüt des Spaziergängers in einen Zustand der Indifferenz fallen, welcher analoge Eigenschaften zum newtonschen Begriff der Trägheit aufweist.⁷ Der ideale Garten ist ein Konglomerat aus natürlichen Elementen und einer sorgsam ausdifferenzierten Raumheterogenität, die dem Besucher ein gewisses Maß an Abwechslung und Mannigfaltigkeit zu bieten hat. Das freie Spiel der Einbildungskraft, ausgelöst durch die Sinneswahrnehmung, steht in ständiger Korrespondenz zum «natürlichen» Geschmack des Menschen und führt ihn auch ohne künstliche Zeichen zu den „erhabensten Begriffen“.⁸



Abb. 2, Tempel im Englischen Garten, Ansicht von Süden, Aufnahme 2006

Ihren praktischen Schluß fanden diese Überlegungen in den Gärten Lancelot Browns (1716-1783). Der ehemalige Schüler William Kents (1685-1748) entwickelte seit 1751 ein natürliches Leitthema, welches von den Möglichkeiten der ursprünglichen Landschaft ausging. Erklärtes Ziel war es, ganz England zu einer Gesamtkomposition umzugestalten. Zu diesem Zweck sah Brown für seine künstlerischen Äußerungen eine Art Syntax vor, die sich in allen Gartenanlagen wieder findet. Neben wenigen variablen Elementen, wie Kaskaden, verwendete er immer wieder dorische Tempel, Gebäude im gotischen Stil oder Rotunden. Selbst die Lage dieser Auszierungen ist identisch. Beispielsweise bettete er dorische Tempel immer zwischen einem See und einem Waldstück ein. Sämtliche Ausstattungselemente, die nicht der englischen

Landschaft entsprechen, lehnte er ab. Dies reicht von der Verwendung ausländischer Bäume bis zur Errichtung von Bauwerken wie Moscheen. Wichtiger als ein ausgefeilter Szenerienparcours à la Sir William Chambers (1723-1796) erscheinen gartenübergreifende Verbindungen im Sinne einer puristischen Übereinstimmung mit dem Naturraum. Unverkennbar an seinem Stil ist darüber hinaus die konsequente Verwendung unterschiedlicher Raumdichten im Garten. Diese Verarbeitung des neuen unendlichen Raumes mit den ihm zur Verfügung stehenden Größen und Massen, transformieren die Gärten in ein allgemeingültiges, zeitloses und ortübergreifendes Objekt. Ausgehend von den spezifischen Bauvorhaben verweisen die einzelnen Kunstwerke, durch das Prinzip der monotonen Affizierung in der Ausgestaltung, am Ende auf den einen Raum und die eine Zeit.

Dreh- und Angelpunkt für die gothasche Ambition dieses englische Modell zu übernehmen war der Einfluss des gartenkünstlerischen wie wissenschaftlichen Engagements des englischen Königshauses. Herzog Ernst II. teilte mit George III. (1738-1820) nicht nur die Liebe zur Astronomie und Physik, sondern auch die Fähigkeiten des königlichen *Master Gardeners* Brown.⁹ Dessen „totale Landschaften“, übrigens ein drastischer Gegensatz zu Kents aneinander gereihten Partialräumen, unterstanden einer national gesellschaftlichen Verbindlichkeit, die sich dementsprechend auch auf die Gartenpraxis auswirkte: Newton galt auf der Insel als Nationalheld, die Vorgehensweise der empiristischen Naturforschung als die englische und wahre Variante einer Wissenschaftsmethode und seit Francis Bacon (1561-1626) gehörten Herrschaft, Gesellschaft und Wissenschaft zusammen. Bewusst grenzte man sich vom Stil der französischen Abstraktions- und Theoriebesessenheit ab und der Landschaftsgarten à la Brown sowie der theoretische Unterbau Burkes oder Whatleys erscheinen vor diesem Hintergrund als künstlerische Ergebnisse dieser nationalen Wissenschaftskultur.

Von besonderer Bedeutung mutet dieser Kontext letztlich auch vor dem Hintergrund einer Auflösung oppositärer Strategien im Gartenraum an. Die in England ab 1730 einsetzende Partizipation der regierenden Eliten am landschaftlichen Modell, die lauter werdende Kritik am moralischen Dogma der Gründungsväter und der Überfrachtung des Gartenraumes eröffnete neue Bedeutungsebenen, welche sich vielmehr am Begriff der Nation als an dem der Opposition orientierten.

Herzog Ernst II. kam dieses System nicht nur auf Grund seiner persönlichen naturwissenschaftlichen Vorlieben entgegen.¹⁰ Vielmehr folgte er mit einer Übernahme, neben der Bezeichnung dynastischen Zusammenhänge für die Öffentlichkeit, auch dem modernen Ideal der Herrschaft im 18. Jahrhundert: Beruf und Berufung gehören zusammen, dass heisst, Amt und Mensch sind eine Einheit. Die Weisheit des Landesherrn manifestiert sich, im Sinne der zeitgenössischen Fürstenspiegel, vorrangig durch einen Wissenserwerb in den Disziplinen der Naturwissenschaften. Die Gnade Gottes spielt

nur noch eine untergeordnete Rolle: nun bedeutet Wissen Macht. Auch Charlotte Amalie stellte sich mit ihrem Gartenraum im Osten des Schlosses in das Innere einer modernen Entwicklung, die die adlige Frau als Wissenschaftlerin und Rezipientin naturwissenschaftlicher Inhalte vorsah. Paradigmatisch für ihre Vorliebe gängige Konventionen zu verlassen, lehnte sie jedoch eine Beschäftigung mit ‹weiblichen› Wissenschaftsfeldern – wie der Botanik – ab und widmete sich Disziplinen, die trotz der Popularisierung für eine Frau ungewöhnlich waren.

Anmerkungen

- 1 Voltaire: *Elémens de la philosophie de Neuton: mis à la portée de tout le monde*. Amsterdam: Desbordes, 1738.
- 2 Zum Beispiel auch die Publikation von Francesco Algarotti, *Il newtonianismo per le dame: ovvero dialoghi sopra la luce e i colori*. Milano: o.A., 1737. Oder das Gemälde von Joseph Wright of Derby, *A Philosopher Giving a Lecture on the Orrery* aus dem Jahr 1766.
- 3 Erinnerung sei hier an Newtons berühmten Satz: „Hypothesen erdichte ich nicht.“ Siehe Isaac Newton, *Die mathematischen Prinzipien der Physik* (1686). Übersetzt und herausgegeben von Volkmar Schüller. Berlin, New York: Walter de Gruyter, 1999, S. 570.
- 4 Ebd., S. 147.
- 5 Der Regierungsantritt des Fürstenpaares erfolgte im Jahr 1772.
- 6 Thomas Whatley, *Betrachtungen über das heutige Gartenwesen, durch Beyspiele erläutert*. Aus dem Englischen von Johann Ernst Zeiher. Leipzig: Johann Friedrich Junius, 1771, S. 153.
- 7 Unter dem Zustand der Indifferenz versteht Burke einen Zustand der Gleichgültigkeit des Gemüts. Dieser wird erst durch die Stimulierungen der Sinnesorgane aufgehoben und wieder aktiviert, wenn die Wirkung der Stimulation nachlässt. Siehe Edmund Burke, *Philosophische Untersuchung über den Ursprung unserer Ideen vom Erhabenen und Schönen* (1757). Übersetzt von Friedrich Bassenge. Neu eingeleitet und herausgegeben von Werner Strube, Hamburg: Felix Meiner, 1989, S. 68.
- 8 Wie Anmerkung 5, S. 191.
- 9 Ernst II. reiste 1768 nach England und war dort Gast des englischen Königshauses. Er besichtigte zahlreiche Gärten Browns und kam mit dem Gartenkünstler vermutlich persönlich in Kontakt. – Wie Ernst II. förderte George III. besonders die Astronomie und nutzte ein Observatorium im Garten von Richmond.
- 10 Dass Ernst II. mit dem zeitgenössischen Diskurs zwischen den ästhetischen und physikalischen Wissenschaften vertraut war, belegt beispielsweise seine Annordnung zu einer Vorlesungsreihe, welche sich den durch die Kunst verursachten Zuckungen des Nerven- und des Muskulatursystems widmete.

Wie *Werther* und *Siegwart* die Sicht auf den Garten veränderten – oder: Was kann Literaturwissenschaft zur historischen Gartenkunstforschung beitragen?

Es ließen sich im Laufe der Untersuchung zu Kassel-Wilhelmshöhe im 18. Jahrhundert Indizien dafür finden, dass ein Teil der damaligen Gartenbesucher mit Vorerwartungen in die Anlage kam, die sich nur aus der zeitgenössischen Literatur erklären lassen.¹ Die folgenden Ausführungen gehen anhand zweier Textbeispiele der Frage nach, inwiefern es einen Zusammenhang zwischen Literatur und Gartenwahrnehmung gibt. Abgerundet werden diese Ausführungen durch Anregungen, wie ein literaturwissenschaftlicher Beitrag zur historischen Gartenkunstforschung aussehen könnte.

Zwei Erfolgsromane des ausgehenden 18. Jahrhunderts dürfen für die Gartenwahrnehmung der späten 1770er und frühen 1780er Jahre als paradigmatisch angesehen werden: *Die Leiden des jungen Werther* (1774) von Johann Wolfgang von Goethe und *Siegwart, eine Klostersgeschichte* (1776) vom Theologen und Schriftsteller Johann Martin Miller.² Beide Werke lösten unmittelbar nach ihrem Erscheinen ein so genanntes Werther- bzw. Siegwartfieber aus – offensichtlich trafen die Autoren mit diesen Werken den „Nerv“ der Lesenden, die damals ca. ein bis maximal 25 % der Bevölkerung ausmachten.³

In Goethes *Werther* begibt sich der Protagonist nach seiner Flucht aus der Stadt in einen Garten, um sich dort seinen widerstreitenden Gefühlen hinzugeben und zur Ruhe zu kommen. So berichtet Werther im ersten Brief an seinen Freund:

„Die Einsamkeit ist meinem Herzen köstlicher Balsam in dieser paradiesischen Gegend, und diese Jahrszeit der Jugend wärmt mit aller Fülle mein oft schauerndes Herz. [...] Die Stadt selbst ist unangenehm, dagegen rings umher eine unaussprechliche Schönheit der Natur. Das bewog den verstorbenen Grafen von M... einen Garten auf einem der Hügel anzulegen, die mit der schönsten Mannigfaltigkeit sich kreuzen, und die lieblichsten Täler bilden. Der Garten ist einfach, und man fühlt gleich bei dem Eintritte, daß nicht ein wissenschaftlicher Gärtner, sondern ein fühlendes Herz den Plan gezeichnet, das seiner selbst hier genießen wollte. Schon manche Träne hab' ich dem Abgeschiedenen in dem verfallenen Kabinettchen geweint, das sein Lieblingsplätzchen war und auch meines ist.“⁴

Zwei Aspekte sind hervorzuheben: Erstens wird eine enge Verbindung zwischen der Art der Gartengestaltung und dem Charakter des Gartenbesitzers hergestellt, wenn es heißt, der Garten sei nicht das Produkt eines „wissenschaftlichen Gärtners“, sondern zeuge vom „fühlende[n] Herz[en]“ des Grafen. Zweitens wird der Garten als Lieblingsort bezeichnet, an dem sich der Graf und nach ihm auch Werther ihrer selbst gewählten Einsamkeit und ihren Tränen hingeben.

Tränen sind auch das entscheidende Stichwort für das zweite Textbeispiel, in dem sich weitaus mehr Gartenbeschreibungen finden lassen: Es ist der damals ebenfalls sehr erfolgreiche Roman *Siegwart* von Miller. Dieses Werk hält, weil darin über 500 Mal Tränen fließen, salopp gesprochen den „Tränenrekord“ der deutschsprachigen Literatur – und das führte unter anderem dazu, dass es lange Zeit in der Forschung als „trivial“ oder als „Wertheriade“ abgeurteilt wurde.⁵

In dem damals 1000seitigen Roman begeben sich die drei Protagonisten Xaver Siegwart, sein adeliger Freund Kronhelm und Siegwarts Schwester Therese regelmäßig in die freie Natur, in Gärten, Eremitagen und Klosteranlagen. Dort geben sie sich als Einsiedler, Gärtner oder Schäferin aus, lesen sich gegenseitig Gedichte von Kleist und Klopstock vor und träumen von einem wahrhaftigen und natürlichen Miteinander außerhalb des von Zwängen bestimmten Stadtlebens. Sie zelebrieren den Einklang ihrer Seelen und huldigen dem für diese Zeit ganz typischen Freundschaftskult.

Es lassen sich zahlreiche Beispiele dafür finden, dass sich auch Siegwart – ähnlich wie Werther unglücklich verliebt – einsam seinen Tränen hingibt und mit der Idee spielt, sich den Regeln des nahe gelegenen Kapuzinerklosters zu unterwerfen. Auch sein Freund Kronhelm hat lange Zeit kein Glück, da er zwar Siegwarts Schwester Therese liebt, diese aber wegen ihrer bürgerlichen Herkunft nicht heiraten darf. Bevor es zu einem „Happy-End“ kommt, sieht er sich den Avancen anderer „Damen“ ausgeliefert.

Doch was Kronhelm an Therese so verehrt – ihre Natürlichkeit und Naturliebe – ist bei anderen nur Pose und wird von ihm als solche entlarvt. So begegnet er auf einem Fest seines Vaters der jungen Regine, die ihn in recht eindeutiger Absicht in den Schlossgarten lockt. Sie ist ihm schon zuvor durch ihre Koketterie negativ aufgefallen und nun unternimmt sie den plumpen und wortreichen Versuch, ihn von ihren Gemeinsamkeiten zu überzeugen.⁶ Es kommt zu keiner Annäherung, denn Zuneigung offenbart sich nach Kronhelms Auffassung in den kleinen Gesten, im gemeinsamen Schweigen und dem Einklang der Herzen.

An einer anderen Stelle findet sich eine für die Zeit ganz typische satirische Verknüpfung zwischen einem Garten mit beschnittenen Hecken und einem gekünstelten „preziösen“ Verhalten. Die Gattin eines Amtmannes legt großen Wert auf Etikette und erscheint mit großem Reifrock und hohem Kopfputz. Als Kronhelm ihrer Komplimente müde wird – sie möchte ihn mit einer ihrer Töchter verkuppeln –, schlägt er einen Spaziergang im Garten vor. Auch dieser Gartenaufenthalt misslingt gründlich, da sie mit ihrem weiten Reifrock nicht durch die engen Hecken passt und Kronhelm nur damit beschäftigt ist, sie sicher durch diese Anlage zu geleiten.⁷

Beide Begegnungen finden also – und das ist relevant – nicht in einem natürlichen Garten oder in „freier Natur“ statt, sondern in einem Schlossgarten und einer Anlage

mit beschnittenen Hecken. Für den Leser des 18. Jahrhunderts dürfte schon allein an der traditionellen Gartengestaltung zu erkennen gewesen sein, dass an diesem Ort die Herzen nicht zueinander sprechen würden. Visuell hat das treffend Daniel Nikolaus Chodowiecki in seinen Radierungen *Natürliche und affectirte Handlungen des Lebens* (Abb. 1 u. 2) dargestellt.



Abb. 1, Die Unterredung / La conversation, in: 12 Blätter, *Natürliche und affectirte Handlungen des Lebens*, erste Folge (1778), Radierungen von Daniel Nikolaus Chodowiecki. Abgedruckt in: Jens-Heiner Bauer: Daniel Nikolaus Chodowiecki, das druckgraphische Werk. Hannover 1982, S. 94. Mit freundlicher Genehmigung des Kunstbuchverlags Galerie J. H. Bauer, Hannover

Ein Garten mit geschnittenen Hecken korrespondiert dabei mit einer affektierten Umgangsweise, während in einer natürlichen Umgebung auch die Etikette einem anmutigen und ungezwungenen Miteinander weichen kann. So steht die Abbildung „Affectation“ jener der „Natur“ gegenüber, bei der sich ein Pärchen nicht mit großem Kopfsputz, raumgreifender Kleidung und ausgestellten Posen zu beeindrucken versucht, sondern in gelassener Ruhe das Gespräch sucht. Natürliche Einfachheit ist das propagierte Ideal, was sich auch in einer auf das Wesentliche beschränkten, antikisierenden Kleidung äußert.

Das Natürlichkeitsideal der Zeit bezog sich also nicht nur auf die Gartenkunst, sondern auch auf das Verhalten – ebenso wie die Art des Schreibens selbst. So sagt Kronhelm über einen Brief von Therese: „Es ist herrlich, wie das Mädchen schreibt! [...] so natürlich und so wahr! Man sieht doch gleich was Natur ist!“⁸ Menschen, so die dahinter stehende Fiktion, die sich vorzugsweise in ländlicher Natur oder einem natürlich gestalteten Garten aufhalten, agieren auch insgesamt zwanglos und wahrhaftig – eben „natürlich“, was dem heutigen „authentisch“ annähernd entsprechen dürfte.

Dass die beiden Romane zu Chiffren einer bestimmten Natur- und Gartenwahrnehmung wurden, zeigt die folgende Äußerung des badischen Kammerherrn und Schriftstellers Friedrich Justinian von Günderode über eine kleine Gartenanlage bei Kassel: „Wer demnach den Siegart, oder den ihm vorhergegangenen Werther recht aufmerksam und mit aller empfindsamen Theilnehmung lesen will, der wandle da herum. – Wer sanfte Schwermuth liebt; opfre dort auf ihren Altären.“⁴⁹ Daraus spricht die Überzeugung, dass es zur Charakterisierung eines Gartens genüge, auf zwei der zentralen Romane der Zeit zu verweisen, um den Lesern zu verdeutlichen, wie diese Anlage beschaffen war.



Abb. 2, Natur / Affectation, in: 12 Blätter, Natürliche und affectirte Handlungen des Lebens, zweite Folge (1779), Radierungen von Daniel Nikolaus Chodowiecki. Abgedruckt in: Jens-Heiner Bauer: Daniel Nikolaus Chodowiecki, das druckgraphische Werk. Hannover 1982, S. 95. Mit freundlicher Genehmigung des Kunstbuchverlags Galerie J. H. Bauer, Hannover

Beide Romane transportieren also, wenn auch in unterschiedlichen Nuancen, die Vorstellung, dass Gärten ideale Orte des Gefühls und der Seelenschau seien – sowohl für den Besitzer als auch für den Besucher. Es ist davon auszugehen, dass der überwiegende Teil der Verfasser von Gartenbeschreibungen mit diesen oder ähnlichen (literarischen) Vorstellungen vom Garten vertraut gewesen sein dürfte – ebenso wie mit den Diskussionen, die zeitgleich über die Bedeutung von Literatur und Kunst geführt wurden. Wenn in der historischen Gartenkunstforschung auf zeitgenössische Gartenbeschreibungen zurückgegriffen wird, sollte dieser Umstand stärker als bislang geschehen berücksichtigt werden. Das fiktive Bild vom Garten ist dabei kategorisch von der tatsächlichen Gestaltung und Nutzung einer historischen Anlage zu trennen.

Denn Gärten wurden nicht (nur) um ihrer selbst willen beschrieben. Zu fragen ist stets, wer hier aus welcher Motivation heraus und mit welchen sprachlichen Mitteln spricht. Dabei sollte auch ein Blick auf den textuellen Rahmen geworfen werden: Welches Genre (Stadtbeschreibung, Reisebericht, empfindsame „Briefe“) wird bedient und in welchem Kontext steht die Gartenbeschreibung? Stimmt das Gesagte mit der Materialität der beschriebenen Anlage überein – und wenn nicht: warum und inwiefern nicht? Wurde der Garten parallel dazu auch anders wahrgenommen?

Diese Anregungen verstehen sich als ein Plädoyer, Gartenbeschreibungen nicht bloß als „Bebilderung“ dessen zu nutzen, was man ohnehin über eine Anlage weiß oder zu wissen meint. Diese Texte stellen eine eigenständige Quellengattung dar, die zu verstehen hilft, welche enorme Relevanz Gartenanlagen und deren Gestaltung für die Schreibenden und Lesenden des 18. Jahrhunderts hatten.¹⁰ Gartenbeschreibungen sollten – und das fällt unmittelbar in den Kompetenzbereich literaturwissenschaftlich ausgebildeter Gartenhistoriker – mit Seitenblick auf die zeitgenössischen Diskussionen im Bereich Kunst und Literatur gelesen werden. Dann eröffnet sich ein vielschichtiges Beziehungsgeflecht zwischen literarischen Texten, gartentheoretischen Schriften und Rezeptionsweisen, woraus sich ganz neue Perspektiven für die kulturgeschichtliche Bewertung und Relevanz historischer Gartenanlagen ergeben dürften.

Anmerkungen

- 1 Die Studie der Verfasserin erscheint voraussichtlich Ende 2008.
- 2 Vgl. Hans-Edwin Friedrich: *Autonomie der Liebe – Autonomie des Romans. Zur Funktion der Liebe im Roman der 1770er Jahre: Goethes *Werther* und Millers *Sieewart**. In: Martin Huber; Gerhard Lauer (Hg.): *Nach der Sozialgeschichte, Konzepte einer Literaturwissenschaft zwischen Historischer Anthropologie, Kulturgeschichte und Medientheorie*. Tübingen 2000, S. 209-220.
- 3 Erich Schön: *Der Verlust der Sinnlichkeit oder Die Verwandlung des Lesers, Mentalitätswandel um 1800*. Stuttgart 1987, S. 45 f.
- 4 Johann Wolfgang von Goethe: *Die Leiden des jungen Werther* (1774). In: (Ders.) *Werke in 14 Bänden*. Hamburger Ausgabe, hg. v. Erich Trunz. München 1998, Bd. 6, S. 8.
- 5 Siehe dazu Alain Faure: *Nachwort*. In: Johann Martin Miller: *Sieewart, eine Klostersgeschichte*. Faksimiledruck nach der Ausgabe von 1776. Stuttgart 1971, Bd. II, S. 1-42.
- 6 Johann Martin Miller: *Sieewart, eine Klostersgeschichte*. Faksimiledruck nach der Ausgabe von 1776. 2 Bde., Stuttgart 1971, S. 285 f.
- 7 Ebd., S. 384.
- 8 Ebd., S. 445.
- 9 Friedrich Justinian von Günderode: *Briefe eines Reisenden über den gegenwärtigen Zustand von Cassel mit aller Freiheit geschildert*. Frankfurt a. M., Leipzig 1781, S. 78.
- 10 Vgl. auch John Dixon Hunt: *Plädoyer für eine Rezeptionsgeschichte von Gärten*. In: Michael Rohde; Rainer Schomann (Hg.): *Historische Gärten heute*. 2. Aufl., Leipzig 2004, S. 38-41.

Historische Gutsgärten im Elbe-Weser-Raum.

Geschichte und kulturhistorische Bedeutung der Gutsgärten als Teil der Kulturlandschaft

Das Thema der vorliegenden Arbeit ist die Darstellung der geschichtlichen Entwicklung und der kulturhistorischen Bedeutung, die den Gärten der Gutsanlagen im Elbe-Weser-Raum als ein wesentlicher Teil der vielfältigen Kulturlandschaft zukommt. Erste greifbare Informationen über die Gestaltung und Funktion der Gutsgärten im Elbe-Weser-Raum finden sich in Inventaren, Rechnungsbüchern und anderen Archivquellen des 17. Jahrhunderts. Es ist zwar anzunehmen, dass schon im Mittelalter verschiedene Gärten zu einer Gutsanlage gehörten, nachweisbar ist dies jedoch nicht. Spätestens aber seit 1600 war aus mehreren Abteilungen bestehender Gärten fester Bestandteil jedes größeren Guts. In der Regel befanden sich die Gärten in unmittelbarer Nähe der Wohn- und Wirtschaftsgebäude und bildeten mit diesen einen geschlossenen, meist von einem Wassergraben umgebenen Komplex. Lediglich in den Gütern, die bis ins 17. Jahrhundert hinein ihren mittelalterlichen, auf eine gewisse Verteidigungsfähigkeit ausgerichteten Charakter bewahrt hatten, lagen die Gärten jenseits der Wassergräben.

Die Gärten des 17. und 18. Jahrhunderts waren sehr unterschiedlich gestaltet und den örtlichen Gegebenheiten individuell angepasst. Gemeinsam war ihnen jedoch der geometrische Grund- und Aufriss, die Aufteilung in verschiedene Kompartimente (Obst-, Küchen-, Kohl- oder Blumengärten) und die Kongruenz von Zier- und Nutzfunktion. Zu jedem Gut gehörten mehrere Gärten. Meist waren sie durch Zäune oder Hecken eingefasst. Fester Bestandteil aller Anlagen war ein in Beete eingeteilter Garten, der der Anzucht von Blumen und Gemüse diente und in der Regel direkt am Wohnhaus lag. Die wenigen erhaltenen Pläne zeigen, dass diese Gärten entweder durch ein einfaches Wegekreuz gegliedert waren oder aus einer Abfolge gleich großer Beete bestanden. Obwohl die Gärten in erster Linie Erträge bringen sollten, war die Gestaltung nicht ausschließlich funktional ausgerichtet. Durch die Anordnung der Beete, das kunstvolle Arrangement der Pflanzen und zierende Elemente wie geschnittene Hecken, Kübelpflanzen, Laubgänge und Gartenhäuser konnte – je nach dem Geschick der Gärtner und dem Engagement der Besitzer – den Gärten ein hoher Zierwert verliehen werden. Eine besondere Rolle bei der Bepflanzung spielten Rosen und verschiedene Kräuter, die sowohl wegen ihres Duftes, ihrer Blütenfülle und der Verwendung in der Küche geschätzt wurden. Die üppige Ausstattung einiger Gärten mit zierenden Elementen zeigt deutlich den Einfluss der niederländischen Gartenkunst, ebenso die Grundrissbildung und die starke Prägung durch die Wassergräben, die freilich eine Notwendigkeit zumindest der in den Flussauen gelegenen Anlagen waren. Der zweite wichtige Garten, über den jedes Gut verfügte, war der Obstgarten. Er lag oft am Rand der Anlage und war deutlich größer als der Beetgarten.

Zu manchen Gütern gehörten mehrere Obstgärten mit insgesamt über 200 Bäumen. Die Pflanzung der Bäume erfolgte ausschließlich im Raster bzw. in Reihen. Neben Äpfeln, Birnen, Pflaumen/Zwetschen und Kirschen ist für einige Anlagen auch die Kultivierung von Pfirsichen, Aprikosen, Nüssen und Wein dokumentiert. In den meisten Gütern ist die Zahl der Obstbäume weit höher als zur Deckung des Eigenbedarfs notwendig, was auf einen erwerbsmäßigen Anbau bzw. die Verpachtung der Bäume hinweist. Auch die Obstgärten konnten durch die Anordnung der Bäume und die Zusammenstellung der Gehölze gestalterisch aufgewertet werden.

Im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert erfolgte in der Gartenkunst der Übergang vom geometrischen Barockgarten zum Landschaftsgarten. Auch bei den Gutsgärten ist dieser Prozess anhand verschiedener Pläne, die deren schrittweise Umgestaltung dokumentieren, nachvollziehbar. Andere Quellen, die weitere Informationen liefern könnten (Beschreibungen, Briefe oder bildliche Darstellungen), sind nicht vorhanden. Denn von den in Rechnungsbüchern und Inventaren vermerkten Arbeiten lassen sich keine Rückschlüsse auf die Gestaltung der Gärten ziehen. Die Vermutung, der Elbe-Weser-Raum wäre in dieser Hinsicht eine Region, in der sich die künstlerischen Neuerungen erst sehr viel später durchgesetzt hätten, ist in dieser Verallgemeinerung nicht zutreffend. Allerdings sind große Unterschiede zwischen den einzelnen Gütern zu erkennen. Den Anlagen, die bereits im 18. Jahrhundert umgestaltet wurden, stehen zahlreiche Gärten gegenüber, die bis ins späte 19. Jahrhundert hinein die überkommenen geometrischen Formen bewahrten. Die Gründe dafür sind vielfältig und reichen von finanziellen Schwierigkeiten, die zur Beibehaltung des Status quo zwangen, bis zum fehlenden Interesse der Eigentümer oder Pächter, denen eine Modernisierung ihrer Güter aus rein ästhetischen Gründen nicht sinnvoll erschien.

Die Umgestaltung beschränkte sich zunächst auf kleinere Teile der Anlagen. Die barocken geometrischen Grundstrukturen wurden dabei in der jeweils vorhandenen Form belassen und nur einzelne Quartiere landschaftlich gestaltet. Wichtigstes Element waren dabei die Wege, die innerhalb der eckigen Quartiere in engen Kurven scheinbar „natürlich“ geführt wurden und dadurch völlig neue Strukturen schufen. Die Bepflanzung entlang der Wege wurde ebenfalls „natürlich“ ohne geometrisches Grundmuster angeordnet. Der Schnitt von Hecken und Formgehölzen wurde aufgegeben und alle linearen Elemente wie Laubengänge, Spaliere oder Rabatten aufgelöst. Die Hauptwege, die Grabensysteme und die meist rechteckigen Begrenzungslinien blieben jedoch zunächst noch erhalten.

Im Lauf des 19. Jahrhunderts wurde mit der fortschreitenden Entwicklung der Gartenkunst auch die geometrischen Grundstrukturen der Gärten aufgegeben und die gesamte zur Verfügung stehende Fläche landschaftlich umgestaltet. Bei den vor 1850 umgestalteten Anlagen wurde noch versucht, das ganze Formenrepertoire der englischen

Gartenkunst auch auf kleiner Fläche umzusetzen, später fand eine Beschränkung auf wenige Elemente statt. Teiche wurden beispielsweise nur noch in Ausnahmefällen angelegt, auch die Wege wurden auf wenige, zur Erschließung notwendige beschränkt. Im Vordergrund stand das einzelne Gehölz, das als Besonderheit in solitärer Stellung präsentiert wurde. Oft handelte es sich dabei um sehr ausgefallene Sorten, die heute nicht mehr im Handel verfügbar sind. Die Gehölze wurden in die großen Rasenflächen vor einen dichten, aus einfacheren Gehölzen zusammengesetzten Hintergrund gepflanzt, ein Methode, die zuerst von J. C. Loudon als „gardenesque style“ propagiert wurde.

In fast allen Gütern blieben jedoch mehr oder weniger große Nutzgärten erhalten. Sie wurden aber auf ein Minimum beschränkt und in der Regel an den Rand der Gutsanlagen verlegt oder, wo dies aus Platzgründen nicht möglich war, hinter Hecken oder anderen Pflanzungen verborgen und so deutlich von den landschaftlichen Partien abgegrenzt, die eine reine Zierfunktion hatten. Dass die Verringerung der gärtnerischen Nutzflächen in Kauf genommen wurde, hängt vermutlich mit den verbessernden Versorgungsmöglichkeiten zusammen, wodurch die Eigenversorgung mit Obst und Gemüse an Bedeutung verlor.

Die Aufgabe der jahrhundertealten Einheit von Zier- und Nutzgärtnerei ist eine der wichtigsten Neuerungen der Gartenkunst des 19. Jahrhunderts. In diesem Prozess spiegelt sich die fast gleichzeitig in den Gütern vollzogene Trennung von „Wohnen“ und „Arbeiten“. Denn nicht nur die alten Häuser, die einen Wohn- und einen Wirtschaftsteil unter einem Dach vereinigten, wurden abgerissen und durch repräsentative Wohnhäuser ersetzt; es wurden auch die alten Zufahrten verlegt, die meist über den Gutshof führten. Sie wurden nur so geführt, dass der ankommende Besucher nicht mehr mit dem Wirtschaftsbetrieb in Kontakt kam. Oft wurden die Zufahrten durch die neu gestalteten Parkanlagen geführt und dadurch endgültig die Zweiteilung der Gutsanlagen in einen Repräsentationsteil und einen Ökonomieteil manifestiert. Eine wichtige Voraussetzung für die Umgestaltungen der Gärten war die neue Wertschätzung der ästhetischen Reize der Landschaft. In vielen Gütern findet eine Hinwendung zur Umgebung statt, die sich zunächst in einer gestalterischen Aufwertung der Ränder der Gartenanlagen äußert.

Die meisten Güter waren von gutseigenen landwirtschaftlich genutzten Flächen umgeben, die teilweise direkt an die Gärten heranreichten. Daher spielte die Frage nach dem Verhältnis zwischen Gartenkunst und Landwirtschaft eine zentrale Rolle. Denn die Aufwertung dieser Flächen war eine fast zwangsläufige Notwendigkeit, sollten nicht die Ausblicke von den Häusern und Gärten aus auf öde Felder und endloses Grasland hinausgehen. Deshalb ist es nicht verwunderlich, dass die Strömungen der Gartenkunst, bei denen die Frage nach der Gestaltung der Ökonomiefächen im Vordergrund stand, einen großen Einfluss auf die Gutsgärten hatten. In vielen ausgeführten Anlagen und auf einigen Plänen ist deutlich die Anlehnung an die Ornamented Farm und die Verwendung von Elementen der Landesverschönerung zu erkennen. In fast allen Gütern wurde ver-

sucht, zumindest das Grünland durch gezielte Pflanzungen ästhetisch aufzuwerten und die Gärten durch verbindende Elemente stärker mit der Umgebung zu verknüpfen. Einige Güter folgen dabei direkt dem Vorbild der Ornamented Farm und beziehen die gesamte Umgebung in die Gestaltung mit ein, in anderen Anlagen werden einzelne Wiesen durch Pflanzungen an die eigentlichen Gärten angebunden. Die für viele Ornamented Farms in England typische Bereicherung mit ikonographischen Staffagen und assoziativen Inschriften ist im Elbe-Weser-Raum nicht nachweisbar. Die später in Deutschland aufkommende Landesverschönerung, deren Hauptanliegen die Aufwertung der menschlichen Lebenswelt durch Maßnahmen der Landschaftsgestaltung war, findet in den Gutsanlagen in erster Linie durch die Verschönerung der Landschaft mittels Gehölzpflanzungen an Wegen, Teichen, Bächen und Feldrändern, der Errichtung von Sitzplätzen an landschaftlich reizvollen Stellen und Ähnlichem ihren Niederschlag.

Im 19. Jahrhundert nahm die Bedeutung der Gutsgärten für die regionale Gartenkultur zu. Sie waren nicht nur konkrete Anschauungsobjekte für die örtliche Bevölkerung, sondern fungierten auch als Orte der Schulung, in denen Wissen, Techniken, neueste Erkenntnisse und auch Gehölze weitergegeben wurden. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erfuhren die Güter eine neue Wertschätzung durch ihre Besitzer. Besonders die Stammgüter der Familien wurden nun erst richtig „in Besitz genommen“ und im großen Stil ausgebaut. Nicht nur die Gärten wurden umgestaltet, auch die Gutshäuser wurden den veränderten Bedürfnissen angepasst. In einigen Fällen wurden bestehende Gebäude aufgestockt oder mit großen Anbauten versehen; viele Häuser wurden jedoch abgebrochen und durch neogotische Neubauten ersetzt. Ein Grund für den „Rückzug“ auf die Güter war die preußische Annexion des Königreichs Hannover, in deren Folge viele hohe Staatsbeamte ihren Dienst quittierten und die Güter zu ihrem ständigen Wohnsitz erklärten.

Nach 1900 fanden in den Gärten nur wenige Veränderungen statt. Da die meisten Anlagen kurz zuvor neu gestaltet worden waren und daher kein Bedarf an nochmaligen Veränderungen bestand, blieben die Gutsgärten von der Gartenkunst der Reformzeit weitgehend unberührt. Nur in wenigen Fällen, beispielsweise bei der Erweiterung von bestehenden Anlagen oder der Neueinrichtung von Gütern, kam die neue, architektonische Gestaltung zur Anwendung. In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurden die meisten Privatgärten noch von fest angestellten Gärtnern betreut, die sich sowohl um die Nutz- wie auch um die Zieranlagen kümmerten und die tägliche Pflege verrichteten. Hinzu kamen Hilfskräfte, die relativ leicht und in ausreichender Zahl verfügbar waren, da sie zeitweise im Haushalt und in der Landwirtschaft entbehrt werden konnten. Unter diesen Voraussetzungen war es möglich, die künstlerisch hochwertigen Gärten dauerhaft zu unterhalten. Die Jahre der Nachkriegszeit waren jedoch für die Gärten allgemein eine schwierige Phase, in der kaum noch eine geregelte Pflege stattfand. Hinzu kam die Notwendigkeit, möglichst große Fläche zur Versorgung mit Obst und Gemüse zur

Verfügung zu stellen. In viele Gärten wurden darauf hin Teile der Rasenflächen umgegraben und als Gartenland genutzt. Auch die Beweidung mit Tieren war keine Ausnahme. Der Mangel an Arbeitskräften und der Bedeutungsverlust, dem die Gärten unterlagen, trugen dazu bei, dass viele Anlagen nicht mehr im notwendigen Umfang gepflegt wurden. Dennoch sind viele Besitzer gegenwärtig sehr bemüht, die Anlagen fachgerecht zu pflegen. Auch wenn die Finanzierung und Organisation der notwendigen Maßnahmen mit erheblicher Mühe verbunden ist und viel Zeit beansprucht, die an anderer Stelle fehlt, so ist doch den meisten Besitzern die Erhaltung der Gärten ein wichtiges Anliegen.

Anmerkungen

Für die Forschungsarbeit wurden Unterlagen aus zahlreichen privaten Archiven ausgewertet, die in der Regel nicht erschlossen sind und ungeordnet von den Besitzern aufbewahrt werden. Darüber hinaus wurde Material in folgenden Archiven gesichtet:

- 1 Niedersächsisches Hauptstaatsarchiv Hannover
- 2 Hauptstaatsarchiv Stade
- 3 Kreisarchiv Otterndorf
- 4 Kreisarchiv Bremervörde
- 5 Kreisarchiv Verden
- 6 Archiv der Ritterschaft des Herzogtums Bremen in Stade

Einflüsse aus Deutschland auf die bürgerliche Gartenkunst in Südnorwegen in der Zeit zwischen 1750 und 1850¹

Innovation in der Gartenkunst ist in vielen Fällen das Ergebnis von Neuerungen in der Gesellschaft, die von außen hereingetragen oder durch Kontakte nach außen provoziert werden. Besonders die bürgerliche Gesellschaft im Norwegen des 18. und 19. Jahrhunderts pflegte Beziehungen in verschiedene europäische Länder als Teil der Ausbildung, durch Handel oder andere gesellschaftliche Aktivitäten. Diese Kontakte provozierten einen Austausch von Moden, wobei in der Regel nicht ein gesamtes Gartenkonzept übernommen wurde, sondern, wie de Jong mit dem Ausdruck „Detail-Innovationen“ hervorhebt, nur einzelne Elemente.² Um die Entstehung von bestimmten Gartenmoden zu verstehen, erscheint es daher sinnvoll, diese komplexen Austauschprozesse zwischen Gesellschaften zu untersuchen. Welche Elemente waren interessant und wie wurden sie aufgenommen? Wie kann die Kombination der einzelnen Elemente in einer Gesamtanlage verstanden werden?

Deutschland und Norwegen haben seit der Hansezeit im Mittelalter enge wirtschaftliche Verbindungen. Im 18. Jahrhundert erlebten die Kontakte mit Deutschland eine neue Blüte. Entscheidend hierfür war ein selbstbewusstes, finanziell unabhängiges Handelsbürgertum in Norwegen. Die durch einen florierenden Handel begründete ökonomische Sicherheit dieser Gesellschaftsschicht schuf die Basis für die „ökonomisch kulturelle Welle“, die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine hoch entwickelte Landwirtschaft und Gartenkultur nach Norwegen brachte.³ Infolge dessen entstanden im Land einige interessante bürgerliche Gärten, die teilweise bis heute erhalten sind. Besitzer dieser Anlagen waren Händler und Reeder, die oberste Gesellschaftsschicht Norwegens, da es weder Adel noch ein eigenes Königshaus gab.⁴ Die Bürgerlichen traten vielfach als Gartenpioniere auf, indem sie neue, eigene Ideen mit anerkannten ästhetischen Idealen kombinierten. Das Handelsbürgertum in Christiania⁵ orientierte sich international und ließ sich unter anderem durch Gartenentwicklungen in Deutschland beeinflussen.⁶ In diesem Artikel wird mit einigen Beispielen auf die theoretischen und praktischen Einflüsse von Deutschland auf Südnorwegen eingegangen und welche Bedeutung diese Kontakte für die Gartenschöpfungen dieser Zeit in Norwegen hatten.

Literatur und Ausbildung

Entscheidend für einen erfolgreichen Wissenstransfer war der Import ausländischer Literatur. Die norwegischen Bürgerlichen beherrschten neben Dänisch auch Deutsch, Englisch und Französisch gleichermaßen. In den untersuchten Bibliotheken zwischen 1750 und 1850 finden sich Bücher und Zeitschriften aus Dänemark, Deutschland, England, Frankreich und Holland. Dabei verzeichnen die Buchsammlungen aus dem 19. Jahrhundert deutlich mehr Gartenbücher als die überlieferten Bibliotheken des 18.

Jahrhunderts. Der Bürgerliche Jacob Aall (1773-1844) auf Nes Verk in der Nähe von Tvedestrand las Autoren wie C.C.L. Hirschfeld, Chr. Reichart, L. Christ, W. Herz und *Wredow's Gartenfreund*.⁷ Jacob Aall war ab 1799 Besitzer des Eisenwerkes Nes Verk bei Tvedestrand.



Abb. 1, Nes Verk, Tvedestrand, Aufnahme 2005, Annegreth Dietze

Er reiste wie viele Söhne der wohlhabenden Händlerdynastien auf einer Grand Tour durch Europa. Hier knüpfte er wichtige Kontakte für seine spätere geschäftliche Entwicklung. Aufenthalte an deutschen Universitäten, wie Kiel, Leipzig, Göttingen und Freiberg gehörten genauso zum Reiseprogramm wie Besuche einiger Gartenanlagen. So nennt Aall in seinen Memoiren Gärten in Kiel, Preetz, Plön, Potsdam, Charlottenburg, Dresden und Kassel.⁸ Die gesamte Anlage Nes wurde 1800 von ihm in Zusammenarbeit mit seiner Frau Louise umgestaltet. Der deutsche Reisende Johan Hausmann (1782-1877) besuchte das Anwesen 1811 und berichtet von dem Eindruck, den Aall bei ihm hinterlassen hatte: „Treffen wir in einem fremden Lande, abgeschieden von Allem, was uns lieb und theuer ist, mit einer Person zusammen, welche mit uns in Neigungen und Studien übereinstimmt, so ist es wohl sehr natürlich, dass wir uns zu ihr noch mehr hingezogen fühlen, als wenn ein solches Zusammentreffen in unserem gewöhnlichen Leben sich fügt. Werden wir von einer solchen Person aber noch oben ein mit Gastfreundschaft aufgenommen und in unserer Muttersprache angededet, so fühlen wir uns schnell innig mit ihr verbunden; wir schenken ihr sogleich unser Zutrauen und werden von einer Anhänglichkeit zu ihr erfüllt, die keine noch so weite Trennung aufzuheben vermag.“

Diese beglückende Erfahrung machte ich zu Naes-Werk zwar nicht in Norwegen zuerst, aber in einem besonders hohen Grade. Herr Jacob Aal, der mit gründlicher Bildung, die er zum Theil einem Aufenthalte in Göttingen und Freiberg verdankt, die Humanität vereinigt, ohne deren Begleitung die Wissenschaft nie angetroffen werden sollte, hat durch die freundschaftliche Güte, womit er mich überhäufte und die mannigfaltigen Belehrungen, welche er mir ertheilte, die Tage meines Aufenthaltes bei ihm im höchsten Grade angenehm und ganz unvergesslich gemacht“.⁹

Diese Aussage zeigt die Verbundenheit der Bürgerlichen unabhängig ihrer Herkunftsländer. Sie vermittelt, dass die Bürgerlichen aufgrund der Bildung und dem Zugang zu deutschen Universitäten und der deutschen Sprache in der europäischen bürgerlichen Kultur als gleichwertige Gesprächspartner angesehen wurden. Das hatte Konsequenzen für Mode und Lebensstil.

Auch die Buchsammlungen der Bürgerlichen Claus Fredrik Fasting (1746-1791) und Christopher Hammer (1720-1804) vermitteln, dass deutsche Literatur sowie deutsche Übersetzungen offensichtlich die am häufigsten gelesenen Werke zum Thema Gartenkunst waren. Fasting war Herausgeber des *Provinzialblade* und gibt 1778 die für Norwegen wohl ersten und ausführlichsten Beschreibungen über den neuen landschaftlichen Stil und dessen Verhältnis zur norwegischen Landschaft. Werke von C.C.L. Hirschfeld, Christian Reichart, Otto von Münchhausen gehörten ebenso zu seinen Grundlagen wie deutsche Übersetzungen von Antoine Joseph Dezallier d'Argenville, Henri-Louis Duhamel du Monceau, John Evelyn und Claude-Henri Watelet. Hammer schrieb 1772/73 den *Norsk Huusholdnings-Kalender*, der eine interessante Kombination aus praktischen und ästhetischen Ratschlägen für die Gärten enthält. Er verweist u.a. auf *Blonds Gärten-Academie*, *Succos bürgerliche Baukunst* und *Fülckens Garten-Lust*.¹⁰ Hammer gibt Unterweisungen in der Pflanzenverwendung und nutzt dafür eine deutsche Übersetzung von *Philip Miller's Gardeners Dictionary*, *Reichart's Garten-Schatz* und *Eltzholtz's Garten-Buch*.¹¹

Fasting und Hammer sind Vertreter des Bildungsbürgertums, die sich weniger durch die Anlage neuer Gärten als vielmehr durch Veröffentlichungen über den Einfluss internationaler Entwicklungen auf die norwegische Gartenkunst hervortaten. Deutsche Literatur war offensichtlich die wichtigste Grundlage für die theoretische Diskussion über Gartenkunst in Norwegen. Es zeigt sich, dass Fasting und Hammer auf eine eklektische Art nur Teile der Bücher in ihren eigenen Veröffentlichungen verwendeten. Für den neuen landschaftlichen Stil war man durchaus offen, allerdings gab es unter den Bürgerlichen eine pragmatische Grundhaltung, die dafür sorgte, dass alte Gartenanlagen oder überholte Gartenstile nicht einfach beseitigt wurden. Teilweise auch aus Respekt für das von den Vorfahren Geschaffene, behielt man die formalen Gärten, oft in der Achse des Haupthauses, bei. Die landschaftlichen Parks wurden dann ab ca. 1780 um die forma-

len Gärten herum angelegt. Aber auch in den Parks spielte der Einfluss von Kunst eine wichtige Rolle. Die Imitation von Natur, wie es in anderen europäischen Gesellschaften teilweise betrieben wurde, stieß in Norwegen fast auf Unverständnis. Man hatte so viel davon, dass nicht ein natürlicher Park die größte Herausforderung war, sondern nach wie vor die Unterstreichung des menschlichen Einflusses in den Gärten. Fasting sagt dazu: „Die Kunst kämpft überall mit der Natur und überwindet diese“.¹²

Deutsche Fachkräfte

Bis in das späte 18. Jahrhundert kamen Gärtner entweder aus dem Ausland oder sie waren in Schweden, Dänemark und Deutschland ausgebildete Norweger.¹³ Mit dem Import ausländischer Fachkräfte folgte auch Wissen über Gartenkultur und Gartenkunst in das Land. Der deutsche Gärtner Johan Reinhold Grauer (1756-1819) ist ein interessantes Beispiel für den Import von Fachleuten. Grauer wurde in dem kleinen Ort Beverstedt in der Nähe von Bremen in Norddeutschland geboren. Mit 16 Jahren reiste er nach Hamburg, um bei dem „bekannten Georg Rühl die schönere Gartenkunst zu lernen“.¹⁴ Um 1776/77 zog er von Hamburg nach Bogstad in Norwegen. Das Anwesen Bogstad gård in der Nähe von Christiania gehörte zu dieser Zeit dem Händler Peder Anker (1749-1824). Anker suchte bei einer Geschäftsreise nach Hamburg einen Gärtner, der eine Umgestaltung von Bogstad leiten konnte. Lund schreibt 1802, dass Anker im Begriff war, aus Bogstad das zu machen „was es heute ist, eine Schule für botanische Wunder, eine Abbildung der schönsten Natur, und ein Muster für einen wohl eingerichteten Hof“. Grauer war offensichtlich geeignet, um diese Pläne umzusetzen. Anker schickte ihn zu-



Abb. 2, Bogstad, Malerei zeigt Neuanlage des Landschaftsparks, 1800, Mit freundlicher Genehmigung Oslo Bymuseum

nächst nach London „um sich mit der Anlage englischer Gärten vertraut zu machen“.¹⁵

Zahlreiche Reisebeschreibungen bestätigen, dass auf Bogstad ab 1782/83 ein beeindruckender Garten entstand. Der Gelehrte und Geistliche Jacob Nicolai Wilse (1735-1801) schilderte 1788 drei Gärten. Der Küchengarten enthielt die Gewächshäuser, die teilweise als Orangerie dienten. Der zweite formale Garten befand sich in der Achse des Hauses. Der dritte Garten war der „bemerkenswerteste“ wie Wilse sagt. „Es ist der einzige Garten, den ich in Norwegen gesehen habe, wo der neue Englische Geschmack der Lustgärtnerei ist ganz und allein angebracht nach den Prinzipien, die Hirschfeld in seiner Theorie der Gartenkunst ausschweifend mit vielen Beispielen gezeigt und aufgeklärt hat [...]“.¹⁶ Wilse nennt auch den Gärtner, der sich in der Anlage der Lustgärtnerei auskannte. Er ist darüber hinaus erfahren in der „herausfordernden Theorie sowie in der Linnischen Botanik“.¹⁶ Wilses Beschreibung hebt die Bedeutung Grauers für die Gestaltung Bogstads hervor. Aber auch andere Dokumente vermitteln die Wertschätzung Grauers in der Gesellschaft von Christiania. Er pachtete 1788 das Gut Kjørbo, 10 km westlich von Christiania. Offensichtlich beendete er seine Arbeit auf Bogstad und begann mit einer eigenen Baumschule. Grauer führte auf Kjørbo neue Düngetechniken ein. Aufgrund seiner Initiative wurden Kartoffeln und Kleesorten in der Region Christiania erstmalig angebaut.¹⁷ Conradine Dunker (1780-1866) schreibt in ihren Memoiren von einem Besuch im Sommer 1798 „ganz Kjørbo war ein großer Garten, jedes Stück wurde genutzt. Und wie!“.¹⁸



Abb. 3, Kjørbo, westlich von Oslo, Aufnahme 2004, Jochen Schirdewahn

Als Grauer 1819 verstarb, sagt Jacob Neumann (1772-1848) in einem Nachruf: „Er erschuf irdische Paradiese für sich selbst und andere“. ¹⁹ Neumann unterstreicht Grauers Einfluss auf die Gartenkultur in Norwegen: „seine [Grauers] Firma war nicht versteckt, seine Verdienste [...], lagen so offen für alle Augen, dass Tausende es gesehen haben und Tausende Gerüchte darüber verbreitet haben, was er getan hat, und wie er andere ermuntert hat, etwas für das Wohl Norwegens zu tun. [...] Es scheint, als ob er geschickt wurde, um eine bessere Gartenkultur in diese Gegend zu verbreiten“. ²⁰ Wenn auch Neumanns Ausführungen übertrieben scheinen, so vermitteln sie zusammen mit anderen Quellen, einen Eindruck über das Ansehen und die Bedeutung Grauers. Grauer war eine herausragende Persönlichkeit und sein Wissen und Können beeinflusste nachweislich die norwegische Gartenkultur in der Region Christiania. So führte der von dem Bürgerlichen Peder Anker initiierte Import von deutschen Fachkräften zu Innovationen in der Region Christiania, die auch langfristig wirkten.

Deutsche Baumschulen und Samenhändler

Deutsche Baumschulen und Samenhändler dienten seit dem späten 18. Jahrhundert als Anlaufstelle für norwegische Gartenliebhaber. So findet sich in Claus Fastings Buchsammlung ein Pflanzenkatalog der Firma Buek in Hamburg aus dem Jahre 1779. In Norwegen taucht Bueks Katalog auch in der Sammlung des Rektors der Trondheimer Kathedralschule Sören Peter Kleist (1732-1781) auf. Bueks Katalog wurde von C.C.L. Hirschfeld spätestens in der Theorie der Gartenkunst 1780 genannt und für ein breiteres Publikum bekannt gemacht. ²¹ Fasting arbeitete mit diesem Katalog. Er markierte Pflanzen, ordnete Preise zu und fügte Anmerkungen zur Verwendbarkeit im norwegischen Klima an. Auf der letzten Seite vermerkte er handschriftlich, dass die Preise aus „einem Katalog über Obst- und Zierbäume der Königlichen Plantagen in Herrenhausen bei Hannover, [...] ebenso von einem dito Verzeichnis aus Hirschfelds Gartenkalender, 1783, 2. Jahrgang, S. 237, von Helmstad und noch einen von Schwöbber im Kallenbergischen...“ entnommen sind. ²² Fasting besaß in Bergen einen bescheidenen Garten, Fastings Minde. Auch wenn keine weiteren Archivadokumente vorliegen, kann davon ausgegangen werden, dass Fasting Teile seiner Pflanzensammlung bei deutschen Firmen bestellte.

Im 19. Jahrhundert hatte die Hamburger Baumschule *James Booth & Söhne* und die Samenhandlung *J.G. Booth* für den norwegischen Pflanzenhandelmarkt große Bedeutung. ²³ Die Gründung des Hamburger Garten- und Blumenvereins 1836 machte die Firmen international bekannt. Es bestanden vorerst wichtige Verbindungen nach Schweden und Dänemark. Der Schwedische Gartenbauverein, *Svenska Trädgårdsföreningen* nahm 1838/1839 die Firmeninhaber John Richmond (1799-1847) und James Godfrey (1798-1871) als Mitglieder auf. ²⁴ 1839 wurden beide Firmeninhaber Mitglieder der dänischen Gesellschaft für Gartenkultur, *Selskap til Haveculturens Fremme*. ²⁵ Die Samenhandlung *J.G. Booth* verteilte im selben Jahr Pflanzen, die ab 1839 für den gesellschaftseigenen

Gartens genutzt wurden.²⁶ In der Zeitschrift *Have-Tidende*, welche die Gesellschaft ab 1835 herausgab, präsentierte man schon 1836 in Teilen den Pflanzenkatalog der Firma *James Booth & Söhne* und den Samenkatalog der Firma *J.G. Booth*.²⁷ Berichte über Züchtungserfolge der Firmeninhaber John Richmond und James Godfrey wiederholen sich regelmäßig.²⁸ Um 1840 gelang der Firma *James Booth & Söhne* der Durchbruch auf dem nordischen Markt. Die *Have-Tidende* weiß zu berichten, dass die Firma seit 1837 keinen umfangreichen Katalog mehr präsentiert hatte. Aber der neue Katalog 1840 sorgte dafür, dass sich dessen Besitzer „mit seinem Etablissement endgültig als eines der ersten auf dem Festland im Ansehen, erhebt“.²⁹ 1841 erhielt John Richmond vom schwedischen König den Wasa-Orden und der dänische König ernannte ihn zum Ritter des Danebrog, beide Auszeichnungen vor allem für seine züchterischen Verdienste.³⁰ Dieses Ansehen der Firmen Booth drang sicher auch nach Norwegen, entweder direkt durch die Publikationen oder durch Empfehlungen von Freunden und Geschäftspartnern.

In Norwegen findet sich der bisher erste Nachweis für Geschäfte mit der Samenhandlung *J.G. Booth* auf Nes Verk. Jacob Aall erhielt im März 1833 eine Rechnung der Firma über bestellte Blumensamen.³¹ Die Dokumente beschreiben auch „Ein Auszug aus den Catalogen der Flottbecker Baumschulen“ vermutlich aus dem Jahr 1833 oder 1834 und ein „Preis-Verzeichniss von Haarlemer Blumen-Zwiebeln ächt und von vorzüglicher Güte zu haben bei J.G. Booth & Co. In Hamburg“ von 1834.

Den bisher ersten Nachweis für die Nutzung der Firma *James Booth & Söhne* belegt das Privatarchiv zur Anlage Knardal in Halden nahe der schwedischen Grenze. Das Anwesen kauften 1839 Konsul Thomas Stang (1802-1875) und seine Frau Elen Margrethe Anker (1802-1896). Der Garten und Park von Knardal mit außergewöhnlichen Blumenarrangements waren in der Region bekannt und für die Öffentlichkeit zugänglich.³² Der Kontakt zwischen Stang und Booth lässt sich mit eingehenden Briefen und Kopien der ausgehenden Briefe im Zeitraum zwischen 1840-1860 belegen. Ab 1842 finden sich detaillierte Listen von Pflanzenbestellungen im Archiv. Booth lieferte Georginger (1842, 1847), Obstgehölze (1844) sowie Rosen und Kamelien (1847) nach Knardal.³³

Und auch für die Anlage Bygdøy kongsgård in Christiania avisierte man schon 1839 eine Bestellung bei *James Booth & Söhne*. Die Anlage auf der Halbinsel Bygdøy wurde seit 1837 vom schwedischen Königshaus verwaltet. *James Booth & Söhne* lieferte auch Pflanzen direkt an königliche Anlagen in Schweden.³⁴ Im November 1839 nennt die Buchführung von Bygdøy die Lieferung von „1000 Oxalis, 1000 verschiedene Tulpenzwiebeln, 10 weiße Lilien, 10 doppelte weiße Lilien, 20 gelbe Lilien, 10 Kaiserkronen, 12 Zwergdahlien“, der Hamburger Firma.³⁵ 1841 bestellte man darüber hinaus 220 Blumen- und Grassamen bei der Firma *J.G. Booth*. Aus dem Jahr 1844 liegt eine weitere Bestellung vor. Hier handelte es sich um 88 Blumensamen. Die Buchführung von 1842 verrät, dass man auch Obstgehölze sowie eine große Anzahl anderer Bäume und Büsche bestellte.³⁶

Vor allem Rosen, Kamelien und Dahlien konnten zu dieser Zeit in Norwegen nicht beschafft werden. Der sichere Zugang zu diesen Pflanzen bei der Firma Booth führte zu Innovationen in den norwegischen Anlagen. So ließ Jacob Aall auf Nes extra ein Kamelienhaus bauen, um die eingeführten Pflanzenneuheiten aufbewahren und präsentieren zu können. Ein Pflanzenkatalog über die in der Sammlung vorhandenen Arten von 1856 wurde zu wichtigen Anlässen, z.B. ausländischen Besuchen, vorgelegt. Auch die üppigen Blumenarrangements auf Knardal sind dem Zugang zu Pflanzen bei Booth zu verdanken. Dabei bleibt zu bemerken, dass die norwegischen Gartenbesitzer eine neue Mode vermutlich bei anderen europäischen Gartenliebhabern gesehen und weitergeführt haben. Die Firmen Booth haben einen Markt bedient, der nicht erst durch die Norweger initiiert wurde. Die Kontakte nach Deutschland ermöglichten es den Norwegern anerkannten Moden folgen zu können. Die Innovation für den norwegischen Markt bestand darin, dass es Gartenpioniere gab, die diese Pflanzen erstmalig in das Land einführten und damit einem breiteren Gartenpublikum bekannt machten. In Norwegen schien es keine anderen Firmen zu geben, die in dieser Zeit diese Nachfrage bedienen konnten.

Zusammenfassung und Ausblick

Die Austauschprozesse und die zur Verfügung stehende Infrastruktur waren entscheidend für die Entwicklung neuer Gartenkunst in Norwegen. Die bürgerlichen Gartenbesitzer orientierten sich an bürgerlichen Moden in ganz Europa. Reisen in verschiedene Länder zeigten ihnen, dass bestimmte Moden in der von ihnen selbst vertretenen Gesellschaftsschicht anerkannt waren. Die vermeintliche Kopie einer Gartenmode war nur so gut wie die zur Verfügung stehende Infrastruktur. Somit ist die Infrastruktur und damit der Austausch mit anderen Gesellschaften bestimmend für die Entwicklung neuer Gartenkunst. Der deutsche Markt bot den Norwegern Literatur, Fachkräfte und Pflanzen, die sie dort auf eine unkomplizierte Weise erhalten konnten und die ihnen die Umsetzung von bürgerlichen Moden erleichterte.

Die Untersuchung der Austauschprozesse – also die Konsequenz von Reisen, Handel, Literatur, Fachkräften oder die Mitgliedschaft in internationalen Gesellschaften – ist ein wichtiger Ansatz um die definitive Verbindung zwischen zwei oder mehreren Gesellschaften aufzuzeigen und damit Rückschlüsse auf die Übertragung von Gartenmoden ziehen zu können. Z.B. wurde bisher angenommen, dass englische Gartenentwicklungen für die norwegischen Bürgerlichen eine entscheidende Rolle gespielt haben. Diese Annahme beruht auf der Tatsache, dass die englischen Landschaftsparks ein Vorbild für viele europäische Gesellschaften waren. Bei näherer Betrachtung der Austauschprozesse stellt sich aber heraus, dass dieser neue Gartenstil über Deutschland und Dänemark nach Norwegen kam.

Die eigentliche Motivation des norwegischen Bürgertums für Gartenerneuerungen und den Einfluss sozialer Aspekte auf die Gartenkunst zwischen 1750 und 1850 wurden

hier nicht weiter vertieft. Die norwegischen Gartenbesitzer waren vordergründig an Aufmerksamkeit und Anerkennung und in der Folge an einer hohen sozialen Position in der internationalen Händlergemeinschaft interessiert. Die norwegischen Kaufleute strebten danach, als Teil dieser Gemeinschaft zu gelten, aber gleichzeitig die eigene Identität herauszuheben. Gärten boten die Möglichkeit um beides zu erreichen.³⁷

Anmerkungen

- 1 Auszug der Doktorarbeit Dietze, Annegreth: Garden Art and the Bourgeoisie 1750–1850, Social, political and economic aspects of garden art in the south of Norway with a focus on plant import. Doktorarbeit. UMB, Ås, 2007.
- 2 Jong, Erik de: Of plants and gardeners, prints and statues: reception and exchange in Northern European Baroque garden culture. In: Conan, Michel (Hrsg.): Baroque Gardens: Emulation, Sublimation, and Transgression. Washington D.C., 2005, S. 37-84, S. 42.
- 3 Schnitler, Carl W.: Norske Haver I XVIII. og XIX. Aarhundrede. Kristiania, 1916, S. 39-40.
- 4 Norwegen wurde zwischen 1380 und 1814 von Dänemark und zwischen 1814 und 1905 von Schweden regiert.
- 5 Christiania war zwischen 1624 und 1925 der Name von Oslo, benannt nach dem dänischen König Christian IV. Ab 1877 galt die Schreibweise Kristiania.
- 6 Die Definition des Begriffs "Deutschland" und "Deutsche Einflüsse" erscheint grundsätzlich problematisch. Vor allem Norddeutschland befand sich im Untersuchungszeitraum lange Zeit in dänischer Hand. Hier werden Verbindungen präsentiert, die sich auf das heutige deutsche Hoheitsgebiet beziehen.
- 7 Anonymus: Catalog over Jacob Aalls bibliotek. Christiania, 1845, S. 77.
- 8 Aall, Jacob: Jernverkseier Jakob Aalls optegnelser. Skien, 1939, S. 98 ff.
- 9 Hausmann, Johan Friedrich Ludwig: Reise durch Skandinavien in den Jahren 1806 und 1807. Göttingen, 1811, S. 170-171.
- 10 Hammer, Christopher: Norsk Huusholdnings-Kalender. Christiania, 1773, S. 99 ff. Blonds Gärten-Academie ist eine Übersetzung von A.-J. Dezallier D'Argenvilles (1680-1765) Buch La Théorie et la pratique du jardinage, ein Standardwerk für die formale Gartenkunst, erstmals veröffentlicht 1709. Die von Hammer verwendete Ausgabe von 1731 bzw. 1764 wurde von Franz Anton Danreiter (1695-1760) ins Deutsche übersetzt. Siehe auch: Dennerlein, Ingrid: Der Anteil des Architekten Jean Baptiste Alexandre Le Blond an dem Traktat des Antoine Joseph Dezallier D'Argenville. In: Das Gartenamt. 2/1962, S. 37- 38.
- 11 Hammer, Christopher: 1773, S. 40 ff.
- 12 Moe, Dagfinn: Claus F. Fasting. In: Moe, D.; Salvesen, P.H.; Øvstedal, D.O.: Historiske hager. Bergen, 2000, S. 46-52, S. 47.
- 13 Skard, Torfinn: Hagebruk og gartneri i Norge. Oslo, 1963, S. 148 ff.
- 14 Lund, N.: Nordisk Landvæsens og Landhuusholdnings Magazin. Sorø, Oktober 1802, S.37 ff.
- 15 Ibid., S. 38.
- 16 Wilse, Jacob Nicolaj: Reise-lagttagelser i nogle af de Nordiske Lande. Christiania, 1790-1791, S. 223 f..

- 17 Lund, N.: 1802, S.41-51.
- 18 Dunker, Conradine: Gamle Dager. Kjøbenhavn, 1871, S. 334.
- 19 Neumann, Jacob: Præsntation ved Johan Reinhold Grauers Jordfærd d. 30te Decbr. 1819.
● In: Morgenbladet. Christiania, 23. Jan. 1820, S. 185.
- 20 Ibid., S.188 ff.
- 21 Hirschfeld, C.C.L.: Theorie der Gartenkunst. Leipzig, 1780, S. 2. und auch Gartenkalender,
● 1782, S. 27 (Buek) bzw. S. 73 (Münchhausen).
- 22 Buch in Fastings Samling, Universit t in Bergen.
● Buek, Johann Nicoulaus: Verzeichnis von in- und ausl ndischen B umen. Bremen, 1779,
● letzte Seite Einband.
- 23 Alpen, Peter: Chronik der Baumschulen Schleswig-Holstein. Uetersen, 1994, S.15.
- 24 Svenska Tr dg rdsf reningens  rsskrift, 1839, Mitgliederliste.
- 25 Selskap til Haveculturens Fremme, 1839, S. 132.
- 26 Ibid., 1840, S. 137.
- 27 Ibid., 1836, S. 24-27, 72-77.
- 28 Z.B. in der Ausgabe 1839, 1840, 1841, 1842.
- 29 Ibid., 1840, S. 82.
- 30 M ring, Maria: Die Hamburgische Familie Booth und ihre Bedeutung. Hamburg, 1949, S. 62
● ff.
- 31 Dank an Per Arvid  sen vom Agder Naturmuseum f r die  bersendung der Kopien. Wo die
● Originale liegen, ist unklar.
- 32 Stang, Thomas: Den fredrikshaldske slekt Stang. Oslo, 1959, S. 27.
- 33 25.04.1842, Brief an Stang, Eingehende Briefe, Archiv Thomas Stang / S Enke, Halden
● Historisk Samling. 02.10.1844, Brief an Stang, Eingehende Briefe, Archiv Thomas Stang /
● S Enke, Halden Historisk Samling. 19.04.1847, Brief an Stang und 30.02.1847, Kopiebuch,
● Archiv Thomas Stang / S Enke, Halden Historisk Samling.
- 34 Schnitter, Joachim: Svenska Tr dg rdsf reningen (1832-1911). In: Die Gartenkunst. Worms,
● 12/2001, S. 34-52, S. 36.
- 35 November 1839, Norska hovstatsr kenskaper,  verkammarherre Wedel Jarlsberg brev och
● r kenskaper, 1837-40, K nigliches Archiv, Stockholm.
- 36 April 1842, Norska hovstatsr kenskaper,  verkammarherre Wedel Jarlsberg brev och r -
● kenskaper, 1837-40, K nigliches Archiv, Stockholm.
- 37 Dietze, Annegreth: Garden Art and the Bourgeoisie 1750–1850, Social, political and economic
● aspects of garden art in the south of Norway with a focus on plant import. Doktorarbeit. UMB,
●  s, 2007, S. 79-99.

Die Idee vom Waldpark. Vorstellungen und Realitäten in Deutschland zwischen 1880 und 1930

Auf das Thema meiner Dissertation bin ich mit der Verfassung der Diplomarbeit zum „Albertpark“ in Dresden, einem Waldpark, gestoßen. Bei der denkmalpflegerischen Bearbeitung der Anlage bildete die Erkenntnis, dass über Waldparks keine grundlegenden Forschungen vorlagen, eines der Ergebnisse. ¹

Der Inhalt meiner Arbeit ist im Problembereich der Erforschung der Geschichte des Stadtgrüns der Jahrhundertwende angesiedelt. Seit den 1890er Jahren kauften deutsche Städte vermehrt Wald an um diesen für die Erholungsnutzung durch Stadtbürger zu erschließen, bzw. gestalteten vorhandene stadtnahe Wälder zu Erholungsflächen um oder begründeten neue Wälder zum Zwecke der Erholung. ²

Folgende Fragestellungen leiteten mich durch die Untersuchung:

- Welche Rolle spielten Waldparks im Stadtgrün der Städte um 1900?
- Durch welche Eigenschaften ist der historische Freiraum Waldpark gekennzeichnet?
- Sind Waldparks durch gartenkünstlerische Leitbilder des 19. und 20. Jahrhunderts geprägt?
- Was für Ideen, Gründe und Bedingungen bildeten den Hintergrund für die Entstehung der Waldparks?

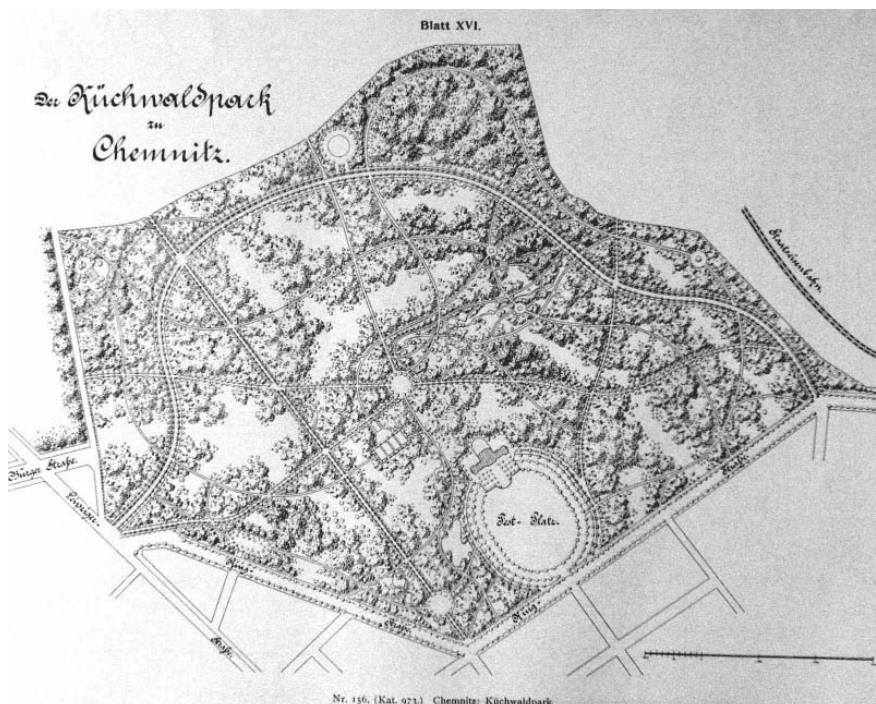


Abb. 1: Entwurf für den Küchwaldpark Chemnitz von Werner, um 1900 (In: Wuttke, Robert: Die deutschen Städte geschildert nach der ersten deutschen Städteausstellung zu Dresden 1903. Leipzig 1904, S.78)

Ziel meiner Untersuchung bildet die zusammenfassende Charakterisierung des historischen Freiraumes Waldpark im Kontext mit gartenkünstlerischen Leitbildern des 19. und 20. Jahrhunderts, sozialideologischen, stadthygienischen, städtebaulichen und forstästhetischen Ideen.

Es werden projektierte und realisierte Waldparkanlagen und einschlägige theoretische Publikationen aus dem Zeitraum zwischen 1880 und 1930 berücksichtigt.

Als Vorgehensweise habe ich die vergleichende Untersuchung von Publikationen über Waldparks und ausgewählten Anlagen, die realisiert wurden, gewählt. Verwendete Quellen sind ausgewählte Fachzeitschriften, hauptsächlich die Jahrgänge der Gartenkunst von 1898 bis 1930, ausgewählte Monografien aus den Bereichen Gartenkunst und Städtebau sowie Archivalien und Fotografien der untersuchten Anlagen.

Die Auswahl der Fallbeispiele von Waldparks erfolgte nach inhaltlichen Zusammenhängen: Einige Gartenkünstler waren sowohl als Verfasser von veröffentlichten Schriften über Waldparks als auch bei der Planung realisierter Anlagen vertreten. Es handelt sich hierbei um die Gartenkünstler Julius Trip und Carl Heicke, die die Anlagen Vordere Eilenriede Hannover und Holzhecke Frankfurt am Main planten. Beide erarbeiteten weiterhin je einen Entwurf im Rahmen des Wettbewerbes für den Stadtwald Essen. Somit entschied ich die Anlagen Vordere Eilenriede Hannover, Holzhecke Frankfurt am Main und Stadtwald Essen zu untersuchen.

Den Gegenstand meiner Untersuchung charakterisieren folgende Eigenschaften:

1. Es handelte sich um stadtnahen Wald, teilweise auch um eine begrenzte Fläche innerhalb eines stadtnahen Waldkomplexes.
2. Die Bewirtschaftung dieses Waldes erfolgte vorrangig nach ästhetischen anstatt nach holzwirtschaftlichen Gesichtspunkten.
3. Der Wald wurde für die Erholungsnutzung von Stadtbürgern mindestens durch Wege und einfache Möblierung erschlossen, häufig auch gartenkünstlerisch überformt.

Die Auswertung der veröffentlichten Schriftquellen habe ich unter der Überschrift „Die Idee vom Waldpark“ durchgeführt, da neben der Dokumentation gartenkünstlerischer Tätigkeit im Bereich der Waldparks von einigen Autoren engagiert Zielvorstellungen und Wünsche für diese Art von Freiflächen formuliert wurden.

Waldparks hat man hinsichtlich folgender Aspekte diskutiert:

- die Anlagebedingung Wald für Waldparks,
- die Verbindung zwischen Stadt und Wald,
- die Fläche, Ausdehnung der Waldparks

- die funktionale Gestaltung (Programm) der Anlagen.

Die Gestaltung und Bewirtschaftung der Waldflächen von Waldparks bildete den überwiegenden Inhalt der Diskussion von diesen Anlagen in Fachpublikationen. Man setzte sich mit forstlichen Wirtschaftsprinzipien auseinander um mit diesem Handwerkszeug Waldbilder zu gestalten, die zeitgemäßen ästhetischen Vorstellungen entsprachen. Diese gartenkünstlerischen Vorstellungen der Waldbewirtschaftung wurden von Trip als „Schönheitswaldprinzip“ definiert.³

Ernst Schneider fasste diese Vorstellungen 1913 mit folgenden Worten zusammen: „[...] in dem auch die freie Natur zur ungehinderten Entfaltung kommen darf, Unterholz und Bodendecke, lichte Gründe, Wasser, Wiesen, und dunkle geschlossene Massen sich ausdehnen und all die Summen von Waldesschönheit vereinigt und gesteigert werden, die unser Gemüt und unser Herz und unser ästhetisches Gewissen in gleicher Weise befriedigen.“⁴ (Abb. 2)



Abb. 2: Dieses Waldbild aus dem Moyser Waldpark bei Görlitz veranschaulicht, welche Vorstellungen von Waldbildern man mit den Beschreibungen des „Schönheitswaldes“ verband, veröffentlicht 1913 (In: Schneider, Ernst: Erziehung und Pflege des Schönheitswaldes. In: Die Gartenkunst. 15. JG, 1913, H. 17, S. 259)

Neben der Struktur und Bewirtschaftung der Waldbestände diskutierte man die Raumbildung im Waldpark, das Wegesystem zur Erschließung der Anlagen, Formen der Erholungsnutzung (Abb. 3) sowie verschiedene Wettbewerbsverfahren.



Abb. 3: Spielwiese im Stadtwald Köln Lindental, ein Beispiel aktiver Nutzungen im Waldpark, veröffentlicht 1909 (In: Hanisch, Fritz: Welche Bedeutung haben Stadtwaldanlagen für Industrie- und Großstädte? In: Die Gartenkunst. 11. JG, 1909, H 11, S. 184)

Die Erschließung der Waldflächen war mit folgender Problematik verbunden: Man benötigte ein Wegesystem das kurzzeitig viele Menschen aufnehmen konnte und trotzdem in Teilen dem Anspruch des kontemplativen Naturgenusses gerecht wurde: *„Sie sollen die Massen des Volkes aufnehmen und ohne viel Umweg möglichst direkt zu den Ausflugsorten, den Spielwiesen usw. hinleiten. Neben diesen Hauptwegen müssen noch stille, schmale Wege vorhanden sein, die vom Strom der Menschen ablenken und in das Innere des Waldes hineinführen. Diese Nebenwege brauchen nicht befestigt zu sein und können als zufällig getretene Pfade wirken, und es empfiehlt sich sogar, sie als Rasenwege zu erhalten. [...] So weit der Blick reicht, sollen sie dem Auge eine ungesucht zufällige Linie zeigen, Schlängelwege in allzu starker Krümmung sind zu vermeiden.“*⁶

Zwei der untersuchten Anlagen sind die Vordere Eilenriede Hannover und die Holzhecke Frankfurt am Main. Die Vordere Eilenriede ist Bestandteil des Hannoveraner Stadtwaldes Eilenriede, der insgesamt ca. 670 ha umfasst und die Innenstadt im Osten begrenzt. Die Fläche der Vorderen Eilenriede (67 ha) bildet die Verbindung zwischen Stadt und Wald. Sie bildet gewissermaßen den Zugang zum gesamten Stadtwald. Diese Fläche hatte Trip in den 1890er Jahren als stark devastiert beschrieben.⁶ Julius Trip nahm sich dieses Problems an und entwickelte mit seiner Planung von 1896/97 Vorstellungen zu dessen Lösung. Diese bestand in einer grundsätzlichen Auflichtung des Waldes und der Pflege

der Gewässer. Trip gestaltete die Waldflächen intensiv mit gärtnerischen Mitteln. Er arbeitete mit Massenpflanzungen von Sträuchern und Waldblumen.

Im Gegensatz dazu ist die Gestaltung der Holzhecke, einer Teilfläche des Stadtwaldes Frankfurt am Main, mehr an der Natur orientiert. Heicke lichtete die Waldbestände der Holzhecke so auf, dass zusammenhängende Wiesen mit differenziert ausgeformten Waldrändern und dichte Waldbestände entstanden.⁷

Die Anlage von Waldparks stand mit verschiedenen Ideen, Gründen und Bedingungen der Jahrhundertwende in Zusammenhang. An erster Stelle seien gartenkünstlerische Leitbilder der Jahrhundertwende genannt. Waldparks befinden sich in den meisten Fällen an den Übergängen der Städte zur angrenzenden Landschaft. Somit sind sowohl gartenkünstlerische Leitbilder in der Dimension der Landschaft als auch aus dem innerstädtischen Bereich von Belang. Aus dem Blickwinkel von Heimatschutz und Landesverschönerung beschäftigten sich Gartenkünstler unter anderem mit dem Wandel der Waldbilder in Folge der Veränderungen in der Forstwirtschaft. Ein Beispiel dieser Diskussion bilden die Gegenüberstellungen verschiedener Waldbilder durch Schultze-Naumburg in den Kulturarbeiten.⁸ Weite Kreise der Bevölkerung hatten neben strukturierten Mischwäldern die Waldbilder der vielfach devastierten Wälder und Hudelandschaften als Waldideal verinnerlicht. Im Gegensatz dazu standen die Monokulturen der Altersklassenwälder des 19. und 20. Jahrhunderts.

Im innerstädtischen Bereich veränderten sich während des Untersuchungszeitraums Parkanlagen vom Stadtpark im gemischten Stil zum Volkspark. Diese Gestaltungsansätze finden sich ebenfalls in Planungen von Waldparks wieder. Beispiele hierfür bilden Werners Entwurfs für den Kuchwaldpark Chemnitz als Anlage im gemischten Stil (Abb. 1). Die Planung von Barth für die Jungfernheide mit dem Programm eines Volksparks bildet ein Beispiel für die Gestaltung eines Waldparks als Volkspark.⁹

Weitere Ideen, Gründe und Bedingungen die im Zusammenhang mit der Anlage von Waldparks standen, bilden Ansichten in der Forstwissenschaft, Städtebau, Hygiene und Immaterielle Werte die man dem Wald um 1900 zusprach.

Die Forstästhetik entstand als Zweig der Landesverschönerung. Ihr Inhalt war die Verschönerung der Forsten. Als wichtigster Vertreter der Forstästhetik sei Heinrich von Salisch genannt, der sich dafür einsetzte Forstästhetik an den Hochschulen zu unterrichten und seine Lehre in einem Buch publizierte. Die Forstästhetik war eng an der holzwirtschaftlichen Nutzung der Wälder orientiert. Die Verschönerungen liefen im Wesentlichen auf punktuelle und lineare Aufwertungen der Wälder entlang von viel begangenen Wegen und an Kreuzungen hinaus. Die Waldbestände sind als überwiegend dicht beschrieben. Im Gegensatz dazu basierte das „*Schönheitswaldprinzip*“ der Gartenkünstler darauf, ästhetische Waldbewirtschaftung flächig durchzuführen. Es hatte als Idealbild einen aufge-

lichteten und im gartenkünstlerischen Sinne aufgeräumten Wald.¹⁰

Aus städtebaulicher Sicht wurde mit der Anlage von Waldparks eine neue Dimension von Freifläche erreicht. Die Flächengrößen erstreckten sich von ca. 30 ha bis zu mehreren hundert. Waldparks bildeten Bausteine, Initial und Rückgrat von Grünsystemen die im Verlauf des 20. Jahrhunderts geschaffen wurden.

Im Bereich Hygiene möchte ich nur kurz auf die Bestrebungen der Lebensreformbewegung verweisen. Naturheilkundliche Institute und Vereine suchten vielfach Wälder und Waldparks auf um dort Übungen und Anwendungen zu praktizieren. Auch der Waldluft sprach man besondere Bedeutung bei. Immaterielle Werte des Waldes erstreckten sich von einer psychosozialen Komponente über Ideelle Werte bis zum Wald als Nationalsymbol.

Wichtigste Ergebnisse der Arbeit bilden die Charakterisierung des historischen Anlagentypes Waldpark sowie die Beschreibung der Verwaltung und Gestaltung von Waldparks als neue Aufgabe für den Berufsstand der Gartenkünstler im Untersuchungszeitraum.

Anmerkungen

- 1 Schneider, Ellen: Der Albertpark in Dresden Neustadt. Diplomarbeit Institut für Landschaftsarchitektur, TU Dresden 1995 (unveröffentlicht)
- 2 vgl. dazu beispielsweise Hanisch, Fritz: Welche Bedeutung haben Stadtwaldanlagen für Industrie- und Großstädte? In: Die Gartenkunst. 11. JG, 1909, H 11, S. 183-193
- 3 Trip, Julius: Darlegung des Standpunktes, welcher für die Bewirtschaftung von Waldkomplexen in unmittelbarer Nähe von Städten maßgebend sein sollte. In: Die Gartenkunst. 10. JG, 1908, H.2, S. 27-33
- 4 Schneider, Ernst: Erziehung und Pflege des Schönheitswaldes. In: Die Gartenkunst. 15. JG, 1913, H.17, S. 250
- 5 Schneider, Ernst: Erziehung und Pflege des Schönheitswaldes. In: Die Gartenkunst. 15. JG, 1913, H. 17, S. 251-252
- 6 Trip, Julius: Verschönerung der Städte durch die Gartenkunst. Die öffentlichen städtischen Gartenanlagen Hannovers und ihre Entwicklung in den letzten 10 Jahren. In: Die Gartenkunst. 2. JG, 1900, H. 6, S. 99-100
- 7 vgl. zur Umgestaltung der Holzhecke grundlegend Heicke, Carl: Die hainartige Umgestaltung der sogenannten Holzhecke im Frankfurter Stadtwalde. In: Die Gartenkunst. 9. JG, 1907, H1, S. 5-9
- 8 Schultze-Naumburg, Paul: Kulturarbeiten. Die Gestaltung der Landschaft durch den Menschen. 1916, S. 124-125 (Band 7, Teil 1)
- 9 Entwurf Jungfernheide in: Land / Wenzel: Heimat, Natur und Weltstadt. Leben und Werk des Gartenarchitekten Erwin Barth. 2005, S.291
- 10 grundlegend zur Forstästhetik: von Salisch, Heinrich: Forstästhetik. 1911 (3. Aufl.)

Das Dresdner Stadtgrün und seine Stellung im Städtevergleich am Beginn des 20. Jahrhunderts

Meine Dissertation beschäftigt sich mit der Entwicklung des Dresdner Stadtgrüns vom 15. Jahrhundert bis in die 1930er Jahre, wobei die Planungs- und Nutzungsgeschichte der Anlagen einen Schwerpunkt bildet.¹ In diesem Beitrag möchte ich einen speziellen Aspekt aus diesem Arbeitsfeld ansprechen, nämlich den Vergleich deutscher Städte in Hinsicht auf das Stadtgrün am Beginn des 20. Jahrhunderts.

Die Stadtgrünentwicklung Dresdens vollzog sich in verschiedenen Phasen, die jeweils durch die Präsenz bestimmter Grünelemente bzw. Grünflächentypen geprägt waren. Bis zum Ende des 17. Jahrhunderts waren Privatgärten die konstituierenden Elemente des städtischen Grüns. Im 18. Jahrhundert hatten diese weiterhin eine hohe Bedeutung, doch nun traten zwei Grünelemente mit stärker öffentlichem Charakter hinzu: die Alleen und die Wirtshausgärten. Alleen wurden sowohl im Sinne absolutistischer Stadtgestaltung eingesetzt als auch als öffentliche Promenaden genutzt. Am Beginn des 19. Jahrhunderts im Zuge der Auflösung der Festung entstanden in Dresden die ersten öffentlichen Grün- und Parkanlagen und der erste begrünte Stadtplatz. Der königliche Große Garten wurde nach 1814 explizit für das Publikum geöffnet und entwickelte sich im Verlauf des 19. Jahrhunderts zum Stadtpark der Dresdner. Als erste kommunale Parkanlage wurde ab 1843 die Bürgerwiese angelegt. In den 1870er Jahren begann die Phase städtischer Grünflächenentwicklung, in der ein Grünflächenamt die Stadtgrünbelange vertrat. Die Schaffung von Straßenbegleitgrün und begrünten Stadtplätzen war ein wichtiges Arbeitsgebiet der Dresdner Stadtgärtner, ebenso wie die Herstellung von Spielplätzen, denen man sich in Dresden schon früh widmete. Die Menge an öffentlichen Parkanlagen wuchs, der Wald wurde zur Erholung erschlossen und ab dem Ende des 19. Jahrhunderts wurden auch Kleingartenanlagen eingerichtet.

Damit bestanden zu Beginn des 20. Jahrhunderts in Dresden alle auch heute bekannten Grünflächenkategorien, die das Grünsystem einer Stadt bilden. Aber gab es auch ein System? Und wie stand Dresden da im Vergleich mit anderen deutschen Städten? In dieser Zeit vor der Etablierung der Massenmedien trugen zwei Elemente zu einer Konkurrenz unter den Städten bei. Das waren zum einen die Statistischen Jahrbücher deutscher Städte, die seit 1890 erschienen, und auch die Situation des öffentlichen Grüns in den befragten Städten dokumentierten. Und das waren zum anderen die Städteausstellungen im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts, bei denen sich alle teilnehmenden Städte als modern und mit zeitgemäßer Infrastruktur ausgestattet präsentieren wollten. Die erste Deutsche Städteausstellung fand 1903 in Dresden statt, eine weitere wichtige Ausstellung war hier die 1. Internationale Hygieneausstellung 1911.

Zunächst zur Frage nach dem Grünsystem. Ein Blick auf die Karte mit der Grünstruktur

Dresdens in den 1920er Jahren zeigt deutliche Unterschiede in der Grünflächenversorgung im Stadtgebiet (Abb. 1). Der Osten der Stadt ist relativ grün (große öffentliche Anlagen, flächenhaft stark durchgrünte Baugebiete), im Westen dagegen gibt es relativ wenig Grünflächen, nur einige große Kleingartenanlagen (im Plan bräunlich getönt).

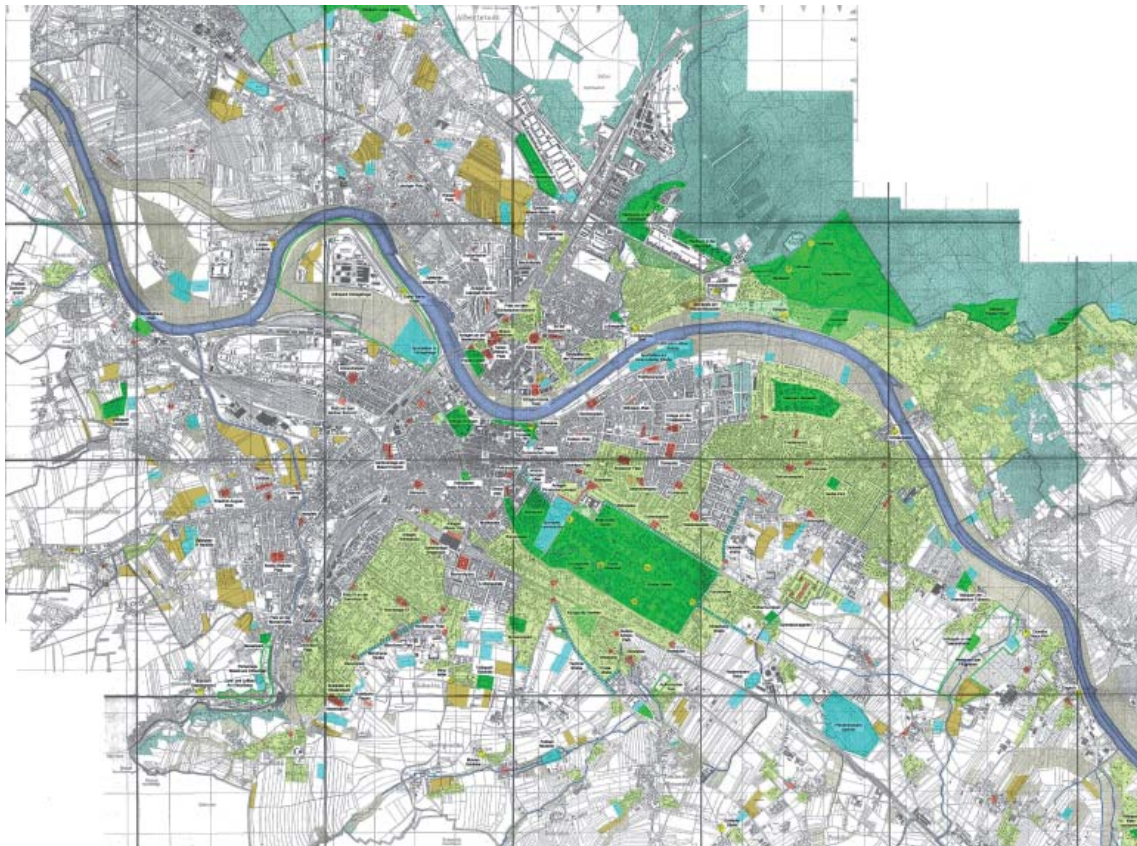


Abb. 1: Grünflächen in Dresden 1927; hellgrün: Privatgärten und gartenprägte Wohnquartiere, mittelgrün: öffentliche Grünflächen, bräunlich: Kleingärten, cyan: Sportplätze, blaugrün: Wald. (CAD-Karte, Sylvia Butenschön)

Mit dem starken Wachstum der Städte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstanden in den 1870er Jahren verstärkt Überlegungen, Grünflächen nach einem bestimmten Schema und nach bestimmten Kriterien planmäßig in der Stadt anzuordnen und damit eine ausreichende Versorgung der Stadtbewohner mit Grünflächen zu gewährleisten. Zu erwähnen sind in diesem Zusammenhang die Gräfin Dohna-Poninski und auch Richard Baumeister². Schon von diesen beiden Protagonisten wurden die zwei wesentlichen Aspekte eines gesamtstädtischen Grünsystems angesprochen: Zum einen die mengenmäßig ausreichende Versorgung der Bevölkerung mit verschiedenen Grünelementen, zum anderen die planmäßige räumliche Verteilung dieser Grünelemente in der Stadt.

Die planmäßige räumliche Verteilung ist auf Stadtebene in Dresden nicht unbedingt ersichtlich und geht auch aus den Akten nicht hervor. Ein Ansatz, den Osten aufzuwerten, lag in der Planung eines Volksparks im Ostragehege, was allerdings aus unbekanntem Gründen scheiterte.

Was als ausreichende Versorgung anzusehen war, war lange Zeit unbestimmt. Der Bedarf an Grünflächen war natürlich abhängig von der Bevölkerungsstruktur und der aus

der Bauweise resultierende Wohndichte einer Stadt. Erst seit den 1890er Jahren und verstärkt in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts wurden Bedarfszahlen für die verschiedenen Freiflächenkategorien diskutiert, an denen die Grünflächenausstattung gemessen werden konnte. Anhand dieser Maßstäbe lässt sich die mengenmäßige Versorgung der Dresdner Bevölkerung mit Grünflächen beurteilen. Damit kommen wir zum Vergleich Dresdens mit anderen deutschen Städten.

Wichtigste Elemente des gesamtstädtischen Grünsystems waren die allgemein öffentlichen Grün- und Parkanlagen. In Dresden waren die größten Anlagen, in erster Linie der Große Garten mit einer Fläche von etwa 170 ha, bereits um 1870 vorhanden. Dazu kamen begrünte Stadtplätze, die zeitgenössisch ebenfalls als „Anlagen“ bezeichnet und empfunden wurden, da der Straßenverkehr bis ins zweite Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts nicht so störend auf diese Flächen einwirkte, wie dies später der Fall war. In der Statistik der deutschen Städte wurden diese „*Öffentliche[n] Park-, Garten- und Schmuckanlagen*“³ von 1890 bis 1906 einem quantitativen Vergleich unterzogen. Dresden lag in diesem Zeitraum hinsichtlich der Fläche derartiger Anlagen auf den Plätzen 3 bis 5 der Statistik bei einer Gesamtzahl verglichener Städte zwischen 40 und 56.⁴ Berlin und München hatten regelmäßig die ersten Plätze im Städtevergleich inne, und zeitweise gab es auch in Magdeburg flächenmäßig mehr Grünflächen als in Dresden. Ab 1896 wurden in der Städtestatistik außerdem „*mit Bäumen bepflanzte Promenaden (Alleen)*“⁵ berücksichtigt. In den ersten Jahren hat Dresden hierzu keine Angaben gemacht, vielleicht weil man den Begriff eng fasste und normales Straßenbegleitgrün nicht dazu zählen wollte. Andere Städte taten dies aber offenbar und so wurde die Kategorie 1898 umbenannt in „*mit Bäumen bepflanzte Straßen (Promenaden, Alleen)*“⁶. Dann meldete auch Dresden sein Straßenbegleitgrün mit einer Gesamtlänge von fast 170 km, was zum zweiten Platz in der Statistik (hinter Hamburg) führte. Im 20. Jahrhundert wurden Spiel- und Sportplätze als Elemente des Grünsystems bedeutsam. Auch in Dresden war dieser Freiflächentyp schon früh von hoher Bedeutung. In der Statistik deutscher Städte stand Dresden beim Vergleich der städtischen öffentlichen Spielplätze 1905 hinsichtlich der Gesamtfläche an Platz 6 und hinsichtlich der Anzahl an Platz 3 von 41 verglichenen Städten,⁷ 1908 erreichte die Stadt im Flächenvergleich schon den 3. Platz der 19 miteinander verglichenen Großstädte.⁸ Hinsichtlich der öffentlichen Sportplätze gab es in Dresden schon 1905 eine Konzeption, die auf eine ausreichende Versorgung des Stadtgebietes und konkret der Schulkinder mit Sportplätzen hinarbeitete. Die Bedeutung von Waldflächen für die Erholung wurde zu Anfang des 20. Jahrhunderts auch in der Fachwelt zunehmend anerkannt, was Niederschlag u. a. darin fand, dass seit 1907 im Statistischen Jahrbuch Wälder als Grünflächen in die Statistik einbezogen wurden. Allerdings beschränkte man dies auf Wälder im städtischen Eigentum – vermutlich in der Annahme, dass diese bevorzugt für die Stadtbevölkerung nutzbar seien. Da die Stadt Dresden nur kleine Teile der ausgedehnten Dresdner Heide gekauft und als Waldparks gewidmet hatte, sank

die Stellung Dresdens durch diese Veränderung der statistischen Parameter von den führenden Plätzen in das Mittelfeld der nun miteinander verglichenen Großstädte über 200.000 Einwohner.

1911 erstellte die Stadtgartenverwaltung eine Karte mit der „*Darstellung der städtischen Grünanlagen und Parks, Promenaden, Spielplätze, Wasserflächen, Wiesen, Friedhöfe usw. im Jahre 1910*“⁹, die vermutlich bei der Ersten Internationalen Hygieneausstellung in Dresden gezeigt wurde. Mit entsprechenden statistischen Angaben und Diagrammen wurde die „*Vermehrung der städtischen Grünanlagen und Parks, Promenaden, öffentlichen Spielplätze[n] u.a.m. im Verhältnis zum Anwachsen der Bevölkerung u. der bebauten Fläche*“¹⁰ von 1870 bis 1910 dargestellt. Da bei der Fläche der vorhandenen Grünanlagen auch alle Flussläufe und Wasserflächen sowie die im Überschwemmungsgebiet liegenden Wiesenflächen mit eingerechnet wurden, ergab sich nach diesen Zahlen eine Versorgung an Grünanlagen von 1.342 ha, d. h. 24 m² / Einwohner, und ein Verhältnis von 43 % Grünanlagen zu 57 % bebauter Fläche. Wenn man allerdings nur die öffentlichen Grünanlagen, die für das Statistische Jahrbuch deutscher Städte gemeldet wurden, betrachtet, hatte Dresden 1912 etwa 415 ha Grünflächen¹¹, also 7,6 m² / Einwohner und 1,1 m² Spiel- und Sportplätze/ Einwohner.

Zu dieser Zeit gab es verschiedene Ansätze, den Bedarf an Grünflächen zu quantifizieren. Martin Wagner stellte die Zahlen unterschiedlicher Autoren in seiner Dissertation 1915 zusammen und leitete selbst aus den Spiel- und Bewegungsbedürfnissen der Stadtbewohner unter Berücksichtigung der Bevölkerungsstruktur und der Besiedlungsdichte Bedarfswerte für die verschiedenen Grünelemente ab. Er forderte, dass pro Einwohner durchschnittlich 2,4 m² Kinderspielplätze, 1,6 m² Sportplätze, 0,5 m² Promenaden, 2 m² Parkanlagen und 13 m² Stadtwald, insgesamt also 19,5 m² Grünflächen vorhanden sein sollten.¹²

Diesen Ansprüchen konnte Dresden auch 1915 nicht genügen, obwohl die Zahl der Spiel- und Sportplätze zugenommen hatte. Insgesamt ergab sich damals eine Versorgung von knapp 10 m² Grünfläche / Einwohner. Die wesentliche Differenz zu den Bedarfswerten von Wagner ergab sich aus dem fehlenden Stadtwald, denn mit dem Albertpark und der Jungen Heide erreichte die Stadt nur knapp 3 m² pro Einwohner.

Bei den zwei Erhebungen städtischer Grünflächen des Statistischen Jahrbuches zwischen dem Ersten und dem Zweiten Weltkrieg (1924 und 1927) lag Dresden hinsichtlich der öffentlichen Grün- und Parkanlagen zunächst an 10., dann an 19. Stelle von 23 bzw. 26 Großstädten. Ende der 1920er Jahre ergab sich eine Grünflächenversorgung von etwa 9,5 m² / Einwohner und eine Versorgung mit Spiel- und Sportplätzen von auf 3,2 m² / Einwohner.¹³ Hinsichtlich der Menge und der Fläche an Kleingärten nahm Dresden beim ersten gesamtdeutschen Vergleich dieser Freiflächenkategorie 1916 den 2. Platz bei der Anzahl der Einzelgärten und den 4. Platz beim Vergleich der Gesamtfläche an

Kleingartenland ein.¹⁴ Mitte der 1920er Jahre gab es knapp 4 m² Kleingartenanlagen / Einwohner. Damit stand Dresden im Städtevergleich an 16. Stelle der 23 verglichenen Großstädte,¹⁵ war also in einem Jahrzehnt von einer führenden Position in das letzte Drittel deutlich abgerutscht. 1929 waren dann im Dauerkleingartenkonzept der Stadt Dresden¹⁶ bei damals ca. 630.000 Einwohnern 312 ha Kleingartenland, d. h. etwa 5 m² / Einwohner, geplant.

Im Zusammenhang mit der Internationalen Hygieneausstellung in Dresden 1930/31 legte Paul Wolf Forderungen für „*Die gesunde Stadt*“¹⁷ vor, zu denen eine Mindestausstattung mit Grünflächen gehörte. Er bestätigte im Prinzip die Forderungen von Wagner für öffentliche Grünflächen, fügte die Forderung nach Kleingartenflächen hinzu und kam damit insgesamt auf einen Grünflächenbedarf von 24 m² je Einwohner. Da in Dresden die Zunahme an Grünflächen vom Ersten Weltkrieg bis zum Ende der 1920er Jahre nur wenig stärker war als das Wachstum der Bevölkerung im gleichen Zeitraum, erfüllte die Stadt diese Anforderungen auch um 1930 nicht. Der Bestand an öffentlichen Grünflächen lag zu dieser Zeit – je nach Berechnungsgrundlage – bei etwa 10 m² / Einwohner¹⁸, zusätzlich gab es gut 3 m² Spiel- und Sportplätze und 4 m² Kleingartenland / Einwohner.

Insgesamt wird deutlich, dass Dresden in den Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg im Vergleich innerhalb Deutschlands einen führenden Platz in der Versorgung der Bevölkerung mit öffentlichen Grünflächen einnahm. Trotzdem zeigt sich in der Statistik natürlich nicht die ganze Wahrheit. Die städtische Selbstdarstellung von 1910 macht die hohe Bedeutung der natürlichen Freiflächenstrukturen deutlich, in welche die Stadt eingebettet war. Die Wasser- und Wiesenflächen der Elbe und ihrer Nebenflüsse bildeten das Grundgerüst, die Waldflächen der Dresdner Heide den Hintergrund, mit bzw. vor dem das städtische Grünsystem entwickelt werden konnte. Bei Einbeziehung dieser Flächen in eine statistische Betrachtung bot Dresden seinen Bürgern am Beginn des 20. Jahrhunderts eine ausgesprochen gute Grünflächenversorgung von 24 m² pro Einwohner.

Anmerkungen

- 1 Butenschön, Sylvia (2007): Geschichte des Dresdner Stadtgrüns. Berlin (Arbeitshefte des Instituts für Stadt- und Regionalplanung TU Berlin, 68)
- 2 Arminius [d. i. Adelheid Gräfin Dohna-Poninski]: Die Großstädte in ihrer Wohnungsnot und die Grundlagen einer durchgreifenden Abhilfe. Leipzig 1874, S. 135. Die Forderung nach Grüngürteln unterstützt auch Baumeister, Reinhard: Stadterweiterungen in technischer, baupolizeilicher und wirtschaftlicher Beziehung. Berlin 1876, wiewohl er sie als nicht durchsetzbar ansah.
- 3 Statistisches Jahrbuch deutscher Städte 1901, S. 47.
- 4 Statistisches Jahrbuch deutscher Städte 1893 - 1909.
- 5 Statistisches Jahrbuch deutscher Städte 1896, S 73.

- 6 Statistisches Jahrbuch deutscher Städte 1898, S. 212.
- 7 Statistisches Jahrbuch deutscher Städte 1908, S. 426.
- 8 Statistisches Jahrbuch deutscher Städte 1912, S. 334.
- 9 Stadtarchiv Dresden, Bestand 17.1.1, Nr. 01241/002-1. Leider ist die ursprünglich kolorierte Karte nur als kaum lesbare Schwarz-Weiß-Kopie erhalten.
- 10 Stadtarchiv Dresden, Bestand 17.1.1, Nr. 01241/002-1.
- 11 Statistisches Jahrbuch deutscher Städte 1916, S. 287.
- 12 Wagner, Martin: Städtische Freiflächenpolitik. Berlin 1915 (Schriften der Zentralstelle für Volkswohlfahrt, N.F., 11), S. 92.
- 13 Wolf, Paul: Dresden als städtebaulicher Organismus. In: Sachsens Städtebau. Das Jahrbuch für das gesamte Bauwesen Sachsens. Dresden [1927], S. 36.
- 14 Statistisches Jahrbuch deutscher Städte 1916, S. 290. Allerdings hatte Berlin in der mit „Schrebergärten“ bezeichneten Kategorie keine Angaben gemacht. Da die Hauptstadt vermutlich die meisten derartigen Anlagen aufwies, wäre Dresdens Position bei einem vollständigen Vergleich sicherlich die 3. bzw. 5. Stelle gewesen.
- 15 Statistisches Jahrbuch deutscher Städte 1927, S. 174.
- 16 Stadtarchiv Dresden, Bestand 17.1.1, Nr. 01362/001-1 und Nr. 01362/002-1.
- 17 Wolf, Paul: Die gesunde Stadt. In: Deutsche Bauzeitung 65.1931, S. 109.
- 18 Wolf, Paul: Die gesunde Stadt. In: Deutsche Bauzeitung 65.1931, S. 120, kam unter Berücksichtigung der 1926 und 1927 eingemeindeten Waldflächen auf 10,7 m² / Einwohner. Wenn man allerdings nur die öffentlichen Grünflächen entsprechend des städtischen Verwaltungsberichtes 1930 einbezieht, ergeben sich ca. 9,6 m² / Einwohner.

Zwischen Heimatgrün und Weltgarten: Karl Foerster und die Debatten um die „Bodenständigkeit“ der Pflanzen

„Wer die Fremdartigkeit des grandiosen Schönheitsschatzes, genannt Magnolie, nicht mit seinem Bodenständigkeitsgefühl [...] vereinigen kann, der muß dafür sorgen, daß sich sein Weltgefühl erweitert und verwandelt, [...] bis der Magnolienschatz seinem Heimatherzen eingemeindet ward.“¹

Dieses Zitat des Pflanzenzüchters und Gartengestalters Karl Foerster findet sich in der 1941er Ausgabe der Zeitschrift „Gartenschönheit“. Bis heute ist er eine feste Größe auf dem Gebiet der Pflanzenkunde und bekannt für seine winterharten Staudengärten, insbesondere den Steingarten. Da für die Zeit der Weimarer Republik und des Nationalsozialismus immer wieder festgestellt wurde, dass auch die Welt der Garten- und Landschaftsgestaltung von einer nationalistischen Propaganda systematisch und flächendeckend in den Dienst genommen wurde, erstaunt die Aussage Foersters und weckt das Interesse für die hier offensichtlich ablaufende Debatte und ihren Hintergrund.

In der Zeit der Weimarer Republik und des Nationalsozialismus hat sich Foerster offenkundig, zusammen mit einer Gruppe von weiteren Garten- und Landschaftsgestaltern, in der Verwendung seiner Begrifflichkeiten, aber auch in der konkreten Gestaltung von Gartenanlagen und Landschaften erheblich von bestimmten Heimatkonzepten und insbesondere von der nationalsozialistischen Ideologie unterschieden. Um dies zu belegen, soll im Rahmen des hier vorgestellten Projektes das Gartenkonzept Karl Foersters in Beziehung gesetzt werden zu den Entwürfen und Ideen anderer Gartengestalter und -architekten, welche exemplarisch für die verschiedenen möglichen Denkrichtungen dieser historischen Phase stehen.

Zentrale Organe der Auseinandersetzung auf dem Gebiet der Gartentheorie sind neben den wissenschaftlichen Monographien der Protagonisten die Zeitschriften *Gartenschönheit* und *Die Gartenkunst*. Die unterschiedlichen Auffassungen von Heimat manifestieren sich vor allem im Diskurs über die Verwendung einheimischer oder „fremdländischer“ Pflanzen. Im Mittelpunkt steht dabei der von dem Architekten und Gartengestalter Alwin Seifert 1929 eingeführte Begriff der „Bodenständigkeit“ von Pflanzen.

Im Gegensatz zu den nationalsozialistisch beeinflussten Gartenarchitekten fasst Karl Foerster den Begriff weit und nicht feststehend auf: Auch neu aus der Fremde eingeführte Pflanzen könnten, z. B. durch Züchtung, „bodenständig“ werden; würden sie nicht als solche empfunden, fehle es den Menschen an Offenheit. Es gehört für Foerster zu den Charakteristika des Menschen, dass er neue Einflüsse aufnimmt und in sein Heimatgefühl eingliedert. Foersters Garten ist ein „Weltgarten“: jede hinzugewonnene Pflanze bereichere die Heimat des Menschen und verändere sie. In der Pflanzenwelt

gebe es keine enge Begrenzung von Heimat, eine Pflanze könne in verschiedenen Ländern oder auch Kontinenten heimisch sein. Foerster führt so einen eingeschränkten Heimatbegriff *ad absurdum*. Für ihn ist kein Heimatkonzept möglich, das sich äußeren Einflüssen und Veränderungen verschließt; es muss durchlässig für Neuerungen und Erweiterungen sein.

Im sogenannten „Naturgarten“ kann sich dieses Heimatkonzept, das aus dem Zusammenwirken von Eigenem und Fremdem resultiert, paradigmatisch verwirklichen. Dabei ist auch für Foerster klar, dass es sich auch bei einem „Naturgarten“ um inszenierte Natur handelt – Natur, die von Kultur überformt wurde. Der Autor steht damit in der Tradition des von Willy Lange um 1900 entwickelten Naturgartenstils, dessen Ideen er aufgreift und modifiziert.

Während Langes Naturgartenkonzeption in der Foerster'schen Lesart durch einzelne Gartenarchitekten weitergepflegt wurde, konnte sie jedoch auch von Gestaltern wie Alwin Seifert und Heinrich Friedrich Wiepking-Jürgensmann übernommen werden, deren Vorstellungen in die von den Nationalsozialisten favorisierte Idee einer dem deutschen Volk „zugehörigen“ Landschaft mit entsprechendem Pflanzenreservoir mündeten.

Alwin Seifert grenzt den Begriff der „Bodenständigkeit“ über die klimatischen Bedingungen hinaus ein: Pflanzen seien fremd im Garten, wenn sie durch Farben oder Wuchs nicht zur „heimischen Vegetation“ passten; der Garten müsse sich dabei in das Bild der umgebenden Landschaft einpassen. Seifert und andere beförderten damit eine normative statische Auffassung von Landschaft und Garten, die in ihrer Unveränderbarkeit Heimat des deutschen Volkes sein sollten. Sie strebten die Wiederherstellung eines unveränderlichen Naturzustands der Landschaft an, die im gegenwärtigen Zustand „verunreinigt“ sei, und hofften so der „Entwurzelung“ des Menschen und dem Verlust seines Heimatgefühls entgegen zu wirken.

Seit der Mitte der 30er Jahre kam es zu einer immer stärkeren Politisierung des Begriffs „Bodenständigkeit“. Es mehrten sich Forderungen, ausschließlich einheimische Pflanzen in Garten- und Parkanlagen einzusetzen. Offenkundig wurde dies in Projekten wie dem Reichsautobahnbau. Dort wurden mit Hilfe der Pflanzengeographie „bodenständige“ Pflanzengesellschaften für Landschaften konzipiert. Dabei war Seifert als „Reichslandschaftsanwalt“ für die Gestaltung der Autobahnstrecken verantwortlich. Eine weitere Ideologisierung erfuhr das Konzept ab 1939 im Zuge landschaftsgestalterischer Aktivitäten in den dem Deutschen Reich „eingegliederten Ostgebieten“. Gartenarchitekt Wiepking-Jürgensmann war als Sonderbeauftragter für Fragen der Landschaftsgestaltung damit beauftragt, die eroberte Landschaft in idealtypischer Weise als Lebensraum des deutschen Volkes zu gestalten: Heimat war bei ihm fest in einer als „deutsch“ gedachten Landschaft verankert. Seiferts und Wiepking-Jürgensmanns Ansicht, die Landschaft mit „ursächlich“ dort heimischer, „deutscher“ Bepflanzung als „deutsche Heimat“ zu gestalten,

ten, korrespondiert mit Radikalisierungen in der Heimatschutzbewegung seit den 30er Jahren. Durch Pflanzenverwendung im Konzept der „bodenständigen Gartenkunst“ sollte der Heimatschutz in die Gestaltung integriert werden.

Derlei Vorstellungen stießen in Fachkreisen durchaus auf Ablehnung. So wies Camillo Karl Schneider 1941 in einer Artikelserie der „Gartenschönheit“ ebenso wie Karl Foerster die Einengung von Gestaltungsmöglichkeiten im Garten zurück: Weltoffenheit und damit Einsatz „fremdländischer“ Pflanzen seien wesentlich für die Arbeit des Gartengestalters. „Fremdländische“ Pflanzen seien schon immer in Mitteleuropa heimisch geworden, wenn die Standortbedingungen ihren Ansprüchen genügten, und könnten nicht mehr als ausländisch angesehen werden.

Ein Bezugspunkt aller dargestellten gartentheoretischen Ansätze ist der Verweis auf die Pflanzengeographie, auf die sich die Konzepte jedoch in ganz unterschiedlicher Weise beziehen. So haben sich Seifert und Wiepking-Jürgensmann an der seit Ende des 19. Jahrhunderts entstehenden „ökologischen Pflanzengeographie“ orientiert, die die Beziehungen der Pflanzen untereinander und ihre Vergesellschaftung in Beziehung zur Umwelt untersucht.

Karl Foersters Darlegungen zur Heimat der Pflanzen lassen hingegen die Schriften Alexander von Humboldts zur Pflanzengeographie besonders aufscheinen, zumal Foerster, in einer bekannten Berliner Gelehrtenfamilie aufgewachsen, selbst von einem Einfluss Humboldts auf sein Elternhaus gesprochen hat. Dieser hatte sowohl die Veränderbarkeit von Landschaft und Vegetation als auch die „Wanderungsbewegungen“ von Pflanzen in unterschiedlichen räumlichen und zeitlichen Kontexten beschrieben. Beides hat Foerster in seinen Schriften wie in seiner täglichen Praxis aufgegriffen und weitergedacht.

Anmerkungen

- 1 Foerster, Karl: Bodenständige Pflanzen. Schlichtende Gedanken zu diesem Begriff. In: Gartenschönheit, 22.1941, S. 128

Sammlung laufender beziehungsweise unlängst abgeschlossener Dissertations- und Forschungsvorhaben

(Ergebnis der „Kurzumfrage unter Forschenden“. Zu lesen: Name, Vorname (Profession): *Thema / Titel der Arbeit*. Universität / Forschungsinstitution)

Beck, Jens (Landschaftsplaner):
Gutsgärten im Elbe-Weser-Raum.
Leibniz Universität Hannover

Benecken, Peter (Landschaftsplaner):
Wege zur Umsetzung gartendenkmalpflegerischer Konzepte – Untersuchungen am Beispiel des Landesprojektes „Gartenträume – Historische Parks in Sachsen Anhalt“
TU Dresden

Brandenburger, Ellen (Kunsthistorikerin):
Zur Geschichte und Theorie der Gartendekmalpflege. Vergleichende Analysen an Beispielen Bamberg, Großsedlitz und Brühl
Universität Bamberg

Butenschön, Sylvia (Landschaftsarchitektin):
Geschichte des Dresdner Stadtgrüns
TU Dresden

Dietze-Schirdewahn, Annegreth (Landschaftsarchitektin):
Norwegische Gartenkunst
Universität für Umwelt- und Biowissenschaften Ås/Norwegen

Duthweiler, Swantje (Landschaftsarchitektin):
Neue Pflanzen für neue Gärten - Entwicklung des Farbsortiments von Stauden und Blumenzwiebeln und ihre Verwendung in Gartenanlagen zwischen 1900 und 1945 in Deutschland
TU Berlin

Freytag, Anette (Kunsthistorikerin):
Grau und Grün. Dieter Kienasts (1945-1998) Beitrag zur Landschaftsarchitektur.
ETH Zürich

Fuhrmann, Christine (Landschaftsarchitektin):
Stadtkronen, Volkshäuser und Hängende Gärten: Walter Gropius' Entwurf für eine Stadtkrone in Halle an der Saale 1927
Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg

Gaffal, Sigrid (Kunsthistorikerin):
Koreanische Literati-Gärten der Joseon Dynastie (1392-1910)
FU Berlin / OAKG / Dankook University

Hopp, Mathias (Landschaftsarchitekt):
Historische Alleen in Schleswig-Holstein. Erhaltung, Pflege, Restaurierung
Landesamt für Denkmalmamt Schleswig-Holstein

Hopstock, Lars (Landschaftsarchitekt):

Hermann Mattern (1902-1971). The design philosophy of one of Germany's most influential landscape architects and his contribution to the modern tradition of the profession

University of Sheffield

Jacob, Ulf (Soziologe; Kunstwissenschaftler):

Zum Verhältnis von sozialer Identität, Wissen und Raum. Hermann Fürst von Pückler-Muskau

TU Berlin

Kaiser, Simone Maria (Kunsthistorikerin):

Der Gartenraum in entsprechungslogischer und musealer Perspektive (Villa d'Este)

Universität Frankfurt

Keller, Michael (Landschaftsarchitekt):

Gottlieb Schoch – Gartendirektor in Magdeburg. Arbeitstitel: Großstädtische Grünpolitik

Leibniz-Universität Hannover

Koenecke, Andrea (Landschaftsplanerin):

Walter Rossow (1910-1992). Der Beitrag Walter Rossows zur Entwicklung der Landschafts- und Freiraumplanung in der Bundesrepublik Deutschland

Leibniz Universität Hannover

Melzer, Stefanie (Landschaftsarchitektin)

Die Arbeit der Verwaltungen staatlicher Gärten in Dresden zwischen 1870 und 1939 (Großer Garten und Pillnitz)

TU Dresden

Necker, Sylvia (Historikerin):

Bauen und Ordnung. Stadtbaukonzepte und Ordnungsvorstellungen des Hamburger Architekten Konstanty Gutschow (1902 - 1978) im Spannungsfeld von Stadt und Natur

Forschungsstelle für Zeitgeschichte Hamburg

Pfennig, Angela (Gartenhistorikerin):

Der Einfluss von Ferdinand Jühlke (1815-1893) auf die Gartenkultur im 19. Jahrhundert

HCU Hamburg

Rolka, Caroline (Landschaftsplanerin):

Historische Baukonstruktionen und Materialverwendung im Garten- und Landschaftsbau, Untersuchungsbereich: Kleinarchitekturen

TU Berlin

Rudolph, Uta (Kunsthistorikerin):

Der Schwetzingen Schlosspark und der Englische Garten in München in der Regierungszeit des Kurfürsten Carl Theodor von Pfalz-Bayern (1743-1799)

Universität Koblenz

SAMMLUNG FORSCHUNGSVORHABEN

Schalaster, Frank (Landschaftsplaner):

Gartendenkmalpflege als Aufgabenfeld freischaffender LandschaftsarchitektInnen in der Bundesrepublik Deutschland – Ein Beitrag zur Professionsgeschichte der Landschaftsarchitektur

Leibniz-Universität Hannover

Scheidle, Ilona (Historikerin):

Johann Metzger (1798-1852)

Heidelberg

Schneider, Ellen (Landschaftsplanerin):

*Die Idee vom Waldpark. Vorstellungen und Realitäten des historischen Freiraums
Waldpark in Deutschland zwischen 1880 und 1930*

TU Dresden

Schultze, Sven (Historiker):

Die „Grüne Woche“ und die Landwirtschaftsausstellung der DDR in Leipzig-Markkleeberg in der deutschen System Konkurrenz 1948-1961

Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam

Steinmeister, Anne (Historikerin):

Die Hamburger Gartenbauausstellung des 19. Jahrhunderts

Leibniz-Universität Hannover

Steuck, Markus (Landschaftsplaner):

Karl Wagner 1897-1950. Leben und Werk – Biographie

TU Berlin

Stobbe, Urte (Germanistin, Historikerin):

Ein Garten der Literatur. Kulturelle Transformationen der Gartenkunst in Kassel-Wilhelmshöhe 1700-1806

International Max Planck Research School (IMPRS) Göttingen

Unterlöhner, Ute (Kunsthistorikerin):

Landschloss und Park Hüffe. Entstehungsgeschichte und Einordnung in die Architektur- und Gartenkunstgeschichte

Uni Osnabrück

Vagt, Kristina (Historikerin):

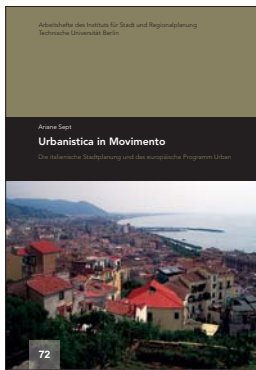
Internationale Gartenbauausstellungen in der BRD und DDR

Forschungsstelle für Zeitgeschichte Hamburg

Zutz, Axel (Landschaftsplaner):

Die Generation der Landschaftsanwälte und ihr Einfluss auf die Entwicklung der Landschaftsplanung in Deutschland nach 1945

TU Berlin



Nr. 72

Ariane Sept

Urbanistica in Movimento

Die italienische Stadtplanung und das europäische Programm Urban

Anhand der europäischen Gemeinschaftsinitiative Urban untersucht die vorliegende Arbeit einerseits die zunehmende Bedeutung europäischer Integration für die Stadtplanung und andererseits den Wandel italienischer Stadtplanung seit Beginn der 1990er Jahre. Dabei geht es weniger darum, Problemlagen in italienischen Städten auszumachen und entsprechende Handlungsansätze vorzuschlagen, als vielmehr Prozesse der Stadtpolitik, Stadtplanung und Stadtentwicklung aus dem Blickwinkel einer externen Beobachterin abzubilden.

2008. 153 S., zahlreiche Abb., ISBN 978 3 7983 2087 1

15,90 €



Nr. 71

Heike Hoffmann

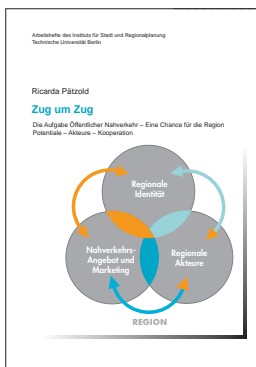
Post World Trade Center Planning

Der Kampf um New York City's Ground Zero

Nach dem 11. September 2001 entfachte sich eine breite Debatte um die Zukunft von Ground Zero, die von hoher politischer und wirtschaftlicher Symbolik sowie tief greifender emotionaler Bedeutung geprägt war. Insbesondere durch das – medial hoch inszenierte – Bürgerforum Listening to the City konnte weltweit durchaus der Eindruck entstehen, die New Yorker Stadtentwicklung würde nicht nur durch private Investoren und deren Kapital bestimmt, sondern es würden nun zivilgesellschaftliche Akteure den Prozess entscheidend mitbestimmen. Anlässlich dessen wird in diesem Buch grundlegend nach der Rolle und Einflussnahme verschiedenster Akteure auf die planerischen und städtebaulich-architektonischen Ergebnisse gefragt und die Struktur des Planungsprozesses insgesamt analysiert.

2008. 224 S., zahlreiche Abb., ISBN 3 7983 2070 3

17,90 €



Nr. 70

Ricarda Pätzold

Zug um Zug

Die Aufgabe öffentlicher Nahverkehr – Eine Chance für die Region
Potenziale – Akteure – Kooperation

Für den Ausbau regionaler Zusammenarbeit sind regionale Themen und die Präsenz regionsweit agierender Akteure erforderlich. In der vorliegenden Arbeit wurden die Potenziale für die Konstituierung von Regionen anhand des Themas öffentlicher Personennahverkehr untersucht. Trotz der vielfältigen Potenziale wurde deutlich, dass einzelne Impulse – wie der Nahverkehr – nicht ausreichen, um grundlegende Veränderungsprozesse in einer verbalen Region hin zur Entwicklung einer Handlungsregion zu initiieren. Regionen brauchen konsequente Fürsprecher, eigenständige Aufgabenbereiche und Koordination, denn nur so können die verschiedenen Facetten des regionalen Potenzials auch im Verbund wirken.

2008. 210 S., zahlreiche farbige Abb. und Tab., ISBN 978 3 7983 2069 7

16,90 €



Nr. 69

Anke Fischer

Das Berliner Kulturforum

Das Berliner Kulturforum ist mehr als nur eine Addition von Bauwerken, es ist aus seiner Entstehungsgeschichte heraus vor allem auch ein kulturgeschichtliches Denkmal. Das Konzept der Stadtlandschaft von Hans Scharoun, auf dem die Struktur des Kulturforums basiert, wurde nicht vollständig umgesetzt und die städtebauliche Konzeption mehrmals verändert. So ist es auch ein seit Jahrzehnten höchst umstrittenes Projekt, an dem Stadtplaner, Kulturpolitiker und auch Denkmalpfleger mit stark divergierenden Positionen gewirkt haben bzw. zu wirken bemüht waren und noch sind. Auf Grund dieser Umstände und der zentralen Lage nahe dem Potsdamer Platz ist das Kulturforum einem permanenten Veränderungsdruck ausgesetzt. In dieser Arbeit werden sowohl das Gebiet und seine Bauwerke, als auch die Debatten und ihre Akteure untersucht und bewertet und Empfehlungen für den weiteren Umgang mit dem Kulturforum unter Beachtung seiner bau-, planungs- und kulturgeschichtlichen Bedeutung gegeben.

2007. 110 S., zahlreiche Abb., ISBN 978 3 7983 2067 3

15,90 €

Aktuelle Diskussionsbeiträge



Nr. 58

Guido Spars (Hrsg.)

Wohnungsmarktentwicklung Deutschland Trends, Segmente, Instrumente

Die Wohnungsmarktentwicklung in Deutschland ist zunehmend von Ausdifferenzierungsprozessen auf der Nachfrage- und der Angebotsseite geprägt. Die Teilmärkte entwickeln sich höchst unterschiedlich. Die Parallelität von Schrumpfung und Wachstum einzelner Segmente z.B. aufgrund > regionaler Bevölkerungsgewinne und -verluste, > der Überalterung der Gesellschaft, > der Vereinzelung und Heterogenisierung von Nachfragern, > des wachsenden Interesses internationaler Kapitalanleger stellen neue Anforderungen an die Stadt- und Wohnungspolitik, an die Wohnungsunternehmen und Investoren und ebenso an die wissenschaftliche Begleitung dieser Prozesse.

Mit Beiträgen von Thomas Hafner, Nancy Häusel, Tobias Just, Frank Jost, Anke Bergner, Christian Strauß, u.a.

2006. 313 S., zahlreiche Abb. und Tab., ISBN 3 7983 2016 0

14,00 €



Nr. 57

Ukrike Lange/Florian Hutterer

Hafen und Stadt im Austausch Ein strategisches Entwicklungskonzept für einen Hafenbereich in Hamburg

In den zentral gelegenen Hafenbereichen von Hamburg hat in den letzten Jahren ein Umwandlungsprozess eingesetzt, der noch immer andauert. Allgemein zurückgehende Investitionstätigkeit und die unsichere wirtschaftliche Entwicklung, sowie räumliche Besonderheiten des Ortes lassen Zweifel aufkommen, ob die viel praktizierte Masterplanung für eine Entwicklung der Hafenbereiche am südlichen Elbufer geeignet ist. Die vorliegende Arbeit schlägt daher eine Strategie der Nadelstiche vor. Für die Umstrukturierung dieses Hafenbereichs soll eine Herangehensweise angewendet werden, die sich die sukzessiven Wachstumsprozesse einer Stadt zu eigen macht. Durch Projekte als Initialzündungen und ausgewählte räumliche Vorgaben soll unter Einbeziehung wichtiger Akteure ein Prozess in Gang gebracht und geleitet werden, der flexibel auf wirtschaftliche, soziale und räumlich-strukturelle Veränderungen reagieren kann.

2006. 129 S., zahlreiche Abb. und Tab., ISBN 978-3-7983-2016-1

16,00 €



Nr. 56

Anja Besecke, Robert Hänsch, Michael Pinetzki (Hrsg.)

Das Flächensparbuch Diskussion zu Flächenverbrauch und lokalem Bodenbewusstsein

Brauchen wir ein „Flächensparbuch“, wenn in Deutschland die Wirtschafts- und Bevölkerungsentwicklung stagniert oder sogar rückläufig ist? Ja, denn trotz Stagnation der Wirtschafts- und Bevölkerungsentwicklung wächst die Inanspruchnahme von Flächen für Siedlungs- und Verkehrszwecke. Dies läuft dem Ziel zu einem schonenden und sparsamen Umgang mit der Ressource Boden und damit dem Leitbild einer nachhaltigen Siedlungsentwicklung entgegen. Das Gut „Fläche“ ist vielseitigen Nutzungsansprüchen ausgesetzt und dessen Inanspruchnahme ist aufgrund divergierender Interessen häufig ein Streitthema. Dieser Sammelband soll die aktuelle Diskussion aufzeigen, die auf dem Weg zu einer Reduktion der Flächenneuanspruchnahme von den verschiedenen Akteuren geprägt wird. Dabei reicht der Blick von der Bundespolitik bis zur kommunalen Ebene und von der wissenschaftlichen Theorie bis zur planerischen Praxis.

2005. 207 S., zahlreiche Abb. und Tab., ISBN 3 7983 1994 4

15,00 €



Nr. 55

Tobias Höpner

Standortfaktor Image Imageproduktion zur Vermarktung städtebaulicher Vorhaben am Beispiel von „Media-Spree“ in Berlin

Was verbindet städtebauliche Projekte mit Turnschuhen und Zigaretten? – Wenn das Angebot größer als die Nachfrage ist, wird die Imageproduktion zu einem wesentlichen Faktor der Vermarktung. Verkauft wird dann nicht nur das Produkt als solches, sondern die durch Werbestrategien erzeugte Erwartungshaltung, dass das Produkt gut sei. Anhand des Marketingkonstrukts „Media-Spree“, einem Zusammenschluss mehrerer Immobilienentwickler mit Grundstücken und städtebaulichen Projekten entlang der Spree im östlichen Innenstadtbereich Berlins, wird in diesem Buch gezeigt, wie stadträumliche Imageproduktion funktioniert. Welche Mittel und Strategien werden dazu eingesetzt? Aus welchen Inhalten und Bildern setzt sich ein komplexes Image zusammen? Welche Wirkung entfalten diese Bestandteile im Zusammenspiel untereinander?

2005. 92 S., zahlreiche Abb. und Tab., ISBN 3 7983 1957 X

12,00 €

Aktuelle Online-Veröffentlichungen



Nr. 16

Daniel Karsch

Alternativen zur neoliberalen Globalisierung für eine nachhaltige Entwicklung

Die in der wissenschaftlichen Debatte diskutierten Lösungswege für eine nachhaltige Entwicklung lassen sich in den Global-Governance-Ansatz und den Deglobalisierungsansatz einordnen. Während der erstgenannte darauf abzielt, innerhalb der bestehenden Logik wirtschaftlicher Globalisierung und internationaler Arbeitsteilung globale Regelungen zu schaffen, welchen sich alle Staaten auf der Welt unterordnen sollen, zielt der letztgenannte auf eine Wiedereinbettung der Wirtschaft in ein lokales Umfeld ab. Eine Analyse beider Ansätze zeigt, dass die Möglichkeit einer nachhaltigen Entwicklung nur im Deglobalisierungsansatz zu finden ist. Zur Konkretisierung und inhaltlichen Ausfüllung dieses Ansatzes werden drei konkrete Konzepte näher beleuchtet: Importsubstitution, Agropolitan Development und Bioregionalismus.

2008. 48 S., ISBN 978-3-7983-2101-4

[kostenloser download unter www.isr.tu-berlin.de](http://www.isr.tu-berlin.de)



Nr. 15

Henning Büchler/Ingo Zasada

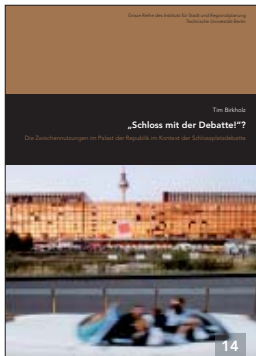
Modernes Erbe

Perspektiven des denkmalpflegerischen Umgangs mit den Zeugnissen des sozialistischen Städtebaus am Beispiel Aktau/Kasachstan

Auch nach Ende der sozialistischen Systeme ist die Diskussion des Umganges mit sozialistischer Nachkriegsmoderne in Wissenschaft und denkmalpflegerischer Praxis noch immer eine Randerscheinung, während sie international verstärkt als erstzunehmende kunstgeschichtliche Epoche wahrgenommen und damit zum Gegenstand denkmalpflegerischen Handelns wird. Im Zentrum dieser Arbeit steht die Annäherung an das Thema Stadtentwicklung mit einem denkmalpflegerischen und bestandserhaltenden Ansatz in der sozialistischen Planstadt Aktau/Kasachstan.

2008. 175 S., ISBN 978-3-7983-2093-2

[kostenloser download unter www.isr.tu-berlin.de](http://www.isr.tu-berlin.de)



Nr. 14

Tim Birkholz

„Schloss mit der Debatte!“?

Die Zwischennutzungen im Palast der Republik im Kontext der Schlossplatzdebatte

Die Arbeit liefert einen Überblick über die zahlreichen paradoxen Wendungen in der Entwicklung und Bedeutung des Palastes der Republik, von seiner Erbauung bis zur Schließung kurz vor der Wiedervereinigung, gefolgt von jahrelangem Leerstand und Asbestsanierung in den 1990er Jahren bis zu den Zwischennutzungen und dem Abriss 2006. Kritisch beleuchtet wird die in den 1990er Jahren begonnene Auseinandersetzung um die richtige (oder falsche) Bebauung des Schlossplatzes, die sogenannte Schlossplatzdebatte, die im Jahre 2002 durch die Zwischennutzungen mit neuen Akteuren und Inhalten erneut aufflammte.

2008. 62 S., ISBN 978-3-7983-2092-5

[kostenloser download unter www.isr.tu-berlin.de](http://www.isr.tu-berlin.de)



Nr. 13

Robert Riechel

Regionale Entwicklung organisieren?

Regionale Wachstumskerne im Städteverbund in der neuen Förderpolitik des Landes Brandenburg

Die Arbeit befasst sich mit der Neuausrichtung der Förderpolitik in Brandenburg. Konkret geht es um ihre räumliche Komponente in Form der 15 Regionalen Wachstumskerne, die die brandenburgische Landesregierung im November 2005 ernannt hat. Die Auswahl der Wachstumskerne und ihre besondere förderpolitische Bedeutung sowie der Entstehungsprozess der Förderstrategie werden nachgezeichnet und bewertet. Es wird untersucht, inwiefern die Region im Zuge der neuen Förderstrategie eine strategische Aufwertung als Handlungsebene der Landespolitik erfahren hat und wie die dezentralen Umsetzungsprozesse verlaufen.

2008. 132 S., ISBN 978-3-7983-2089-5

[kostenloser download unter www.isr.tu-berlin.de](http://www.isr.tu-berlin.de)

Portrait des Instituts für Stadt- und Regionalplanung

Menschen beanspruchen in sehr unterschiedlicher Art und Weise ihren Lebensraum. Die damit verbundenen Auseinandersetzungen um verschiedene Nutzungsansprüche an den Boden, die Natur, Gebäude, Anlagen oder Finanzmittel schaffen Anlass und Arbeitsfelder für die Stadt- und Regionalplanung. Das Institut für Stadt- und Regionalplanung an der Technischen Universität Berlin ist mit Forschung und Lehre in diesem Spannungsfeld tätig.

Institut

Das 1974 gegründete Institut setzt sich heute aus sieben Fachgebieten zusammen: Bestandsentwicklung und Erneuerung von Siedlungseinheiten, Bau- und Planungsrecht, Örtliche und Regionale Gesamtplanung, Planungstheorie, Städtebau- und Siedlungswesen, Stadt- und Regionalökonomie und Denkmalpflege gehören zu den Stützen des Studiums. Die zunehmende Auseinandersetzung mit ökologischen Belangen und Belangen des Geschlechterverhältnisses in der Planung führten zu einer Erweiterung der Ausbildung um Gender-Planning, Ökologie und Landschaftsplanung.

Studium

Stadt- und Regionalplanung an der Technischen Universität Berlin ist ein interdisziplinärer Bachelor-/ Masterstudiengang. Die Studierenden lernen, bezogen auf Planungsräume unterschiedlicher Größe (vom Einzelgrundstück bis zu länderübergreifenden Geltungsbereichen) planerische, städtebauliche, gestalterische, (kultur-)historische, soziale, wirtschaftliche, ökologische Zusammenhänge zu erfassen, in einem Abwägungsprozess zu bewerten und vor dem Hintergrund neuer Anforderungen Nutzungs- und Gestaltungskonzepte zu entwickeln.

Forschung

Die Forschungsaktivitäten der Fachgebiete des ISR sind eingebettet in die fünf fakultätsweiten Forschungsschwerpunkte. In diesen Schwerpunkten wurden und werden zahlreiche Forschungsprojekte im In- und Ausland durchgeführt.

- » Gestaltung neuer städtischer Lebenswelten (beispielhaft für das ISR: das Forschungsprojekt „Flächennutzungsplanung Rehlingen-Siersburg – Entwicklung im ländlichen Raum unter Schrumpfungsbedingungen“)
- » Revitalisierung städtischer Quartiere sowie Suburbanisierung (beispielhaft für das ISR: Vier Projekte zum weiteren Umgang und der Weiterentwicklung von Strategien und Optionen für die fünf Berliner Entwicklungsmaßnahmen für den Berliner Senat)
- » Entscheidungs-, Prozess- und Wissensmanagement (beispielhaft für das ISR die Forschungsprojekte: „Creative Class in Berlin“ und „Kulturwirtschaft – die räumliche Dimension und stadtentwicklungsplanerische Handlungsmöglichkeiten in Berlin“)
- » Globalisierung, internationale Kooperation und Raumentwicklung (beispielhaft für das ISR: „Young Cities – New Towns in Iran“)

Das Institut für Stadt- und Regionalplanung ist sowohl über Forschungs- und Studienprojekte als auch über Promotionen, Diplomarbeiten sowie über Kontakte des wissenschaftlichen Personals einschließlich der Lehrbeauftragten mit Akteuren der stadtplanerischen Praxis verbunden.

Weitere Informationen über das ISR finden Sie auf der Homepage des Instituts unter:

<http://www.isr.tu-berlin.de/> und über das vierteljährlich erscheinende Faltblatt „**ereignIS.Reich**“, das Sie regelmäßig und kostenlos per Mail oder Post beziehen können.